Die Czarentochter.

Historischer Roman

von

Theodor Hemsen.

Dritter Band.

Leipzig.
Friedr. Wilh. Grunow.
1866.

Inhalt.

Achtes Capitel.

Noth bricht Eisen.

Wir haben den Lieutenant Grünstein in Gesellschaft der Frau Kerner verlassen, die eben von ihrer Mittagsruhe erwacht war. Hätte diese Dame sofort ihr ganzes Bewußtsein und ihre klaren Augen gehabt, sie hätte mit Befremden die Bestürzung und Verlegenheit Grünsteins wahrnehmen müssen. Da aber einige Sekunden verstrichen, ehe sie völlig wach wurde, hatte Grünstein Zeit, sich zu sammeln und eine angemessene Haltung zu gewinnen. Der Verdruß über die Abfertigung von Seite Kathinka's und die Unruhe in Folge ihrer doppelsinnigen Rede waren bei ihm gleich groß; Zorn, Verliebtheit und dunkle Besorgniß marterten ihn so sehr, daß er sich angetrieben fühlte, etwas zu thun, um aus seiner unerträglich gewordenen Situation herauszukommen. Aber wie konnte er das bewerkstelligen?

Während er mit Frau Kerner über dies und

jenes hin und her sprach, sann er nach und kam endlich zu einem Entschlusse; die letztere, welche unzufrieden war mit Kathinka's Abwesenheit, wollte das Mädchen rufen, Grünstein aber fiel ihr in's Wort und sagte: „Nein, bleiben wir noch allein und lassen Sie mich, ehe ich scheide, einen Wunsch ausdrücken, der mir schon den ganzen Tag auf den Lippen liegt."

„Das ist nicht mehr als billig," antwortete Frau Kerner. „Den Wunsch will ich hören; wir werden dann sehen, ob er zu erfüllen sein mag."

„Nichts leichter als das! Sie wissen, wie unendlich theuer mir Kathinka ist und daß ich kaum die Zeit zu erwarten im Stande bin, wo ich sie mein nennen darf. Ueber alle Maßen glücklich wäre ich, dürfte ich, bevor die Umstände die Vermählung gestatten, mich ihr feierlich als Bräutigam verloben!"

„Das ist es!" murmelte Frau Kerner. „Sie wünschen eine förmliche Verlobung?"

„Ja, von ganzer Seele! Ich würde mich dann dem schönen Ziele unmittelbar nahe glauben!"

„Wagen wir aber dabei nicht zu viel? Vergessen wir nicht die Bedingungen, von denen die Verbindung abhängig gemacht wurde?"

„Durchaus nicht, gute Frau Kerner! Bestimmen Sie den Tag zur Verlobung und ich werde Ihnen bis dahin einen Beweis vorlegen, daß ich

bezüglich meiner Zukunft nicht zu viel versprochen habe."

„Das könnte man ja zugeben; nachdem ich in der Hauptsache mein Wort ertheilt habe, sollen Sie nicht sagen, daß ich hartnäckig bin."

„Also Sie billigen mein Verlangen! Tausend Dank dafür! Ich verpflichte mich, Ihnen einen Beweis für meine zu erwartende Beförderung zu bringen und ich wechsele mit Ihrer Tochter das feierliche Gelöbniß."

„Ich habe nichts dagegen, Kathinka werde ich vorbereiten, damit sie weiß, wonach sie sich zu richten hat."

Mit erleichtertem Herzen und seelenvergnügt sprang Grünstein auf; sein Plan, der ihm wie eine Eingebung des Himmels erschien, war folgender: Er wollte eine der bei der Verschwörung betheiligten einflußreichen Personen in seine Herzensangelegenheit einweihen und sich ein Dokument ausstellen lassen, welches ihm seine Rangerhöhung, die ja nicht ausbleiben konnte, verbürgte. Dieses Dokument konnte er vielleicht schon morgen oder übermorgen besitzen, dann stand seiner Verlobung kein Hinderniß mehr im Wege und Kathinka, war sie einmal seine Braut, würde alle Widersetzlichkeit aufgeben und ihr Schicksal als an das seinige gebunden betrachten. Mochte sie immerhin etwas von der Verschwörung ahnen, oder gar Genaueres

wissen, sie mußte schweigen, wollte sie nicht auch ihre Eltern, die einen der Hauptleiter als Schwiegersohn annahmen, unglücklich machen.

Auf dieses luftige Gebäude setzte Grünstein seine Sicherheit und er hielt seine Berechnungen für so untrüglich, daß er seinen Triumph deutlich zur Schau trug, als Kathinka jetzt wieder im Zimmer erschien.

Kathinka, kalt und still, benahm sich wie Jemand, der mit sich vollkommen im Reinen ist; sie zeigte nicht die mindeste Verwunderung über Grünstein's Heiterkeit und achtete nicht auf die vielsagenden Blicke, die er ihrer Mutter bei dem Lebewohl zuwarf. Er wollte nicht Zeuge sein, wenn Kathinka erfuhr, daß sie sich demnächst mit ihm verloben sollte und ging, nachdem er ihr mit der Inbrunst eines Bräutigams die widerstrebende Hand geküßt hatte.

Als er fort war, mußte Kathinka zunächst einige Vorwürfe hinnehmen wegen ihres unpassenden Betragens; ihre Mutter schalt sie, daß sie in der Küche mit der Magd plaudere, ohne sich um den Gast zu kümmern. Allmälig aber schlug Frau Kerner einen sanfteren Ton an, um Kathinka den soeben festgestellten Beschluß bekannt zu geben. Sie hatte erwartet, daß ihre Tochter versuchen werde, durch Bitten und Thränen ihren Willen zu beugen, aber nichts von alledem! Frau

Kerner traute ihren Augen nicht, als Kathinka, im ersten Moment auffahrend und dann schnell sich besinnend, mit fast drohender Entschiedenheit sagte: „Liebe Mutter, gib diesen unglücklichen Gedanken auf, es kann nichts daraus werden!“

„Es muß etwas daraus werden, wenn ich will!“

„Bleibst Du dabei, Mutter?“

„Ohne Widerrede! Wenn Grünstein sein Wort hält, werde ich das meinige nicht brechen.“

Kathinka's Lippen bebten und jetzt schien es, als müsse der Sturm, der in ihrer Seele tobte, sich Luft machen, aber nach kurzem Kampfe verschwanden die Zeichen innerster Erschütterung wieder. Kathinka kannte ihre Mutter zu gut, sie hatte ja schon früher Alles versucht, was deren Sinn hätte ändern mögen, um nicht zu wissen, daß sie vergeblich sich zu ihren Füßen werfen würde; wenn sie sich nicht selber half, wurde erfüllt, was ihr angekündigt worden war. Aber sie wollte sich helfen und zwar ohne Zeit zu verlieren, denn bald schon konnte es zu spät sein.

Scheinbar ruhig blieb sie noch eine gute Weile bei ihrer Mutter; was die letztere über die beabsichtigte Verlobung sagte, hörte Kathinka an, ohne etwas zu entgegnen; nur wenn ihre Mutter gewaltsam in sie drang zu antworten, bat sie, ihr doch wenigstens zu gestatten, daß sie sich erst sammle und fasse.

Nach einer Viertelstunde etwa verließ sie das Zimmer und begab sich von dem nach der Küche führenden Gange aus in den ersten Stock des Hauses; an der Thür von ihres Vaters Gemach blieb sie einen Moment stehen, mit sich selbst kämpfend, ob sie ihn in ihr Vertrauen ziehen sollte; die Furcht vor seiner Schwäche war aber mächtiger als das Bedürfniß, sich ihm mitzutheilen. Sie beschloß, ihm ihr Vorhaben nicht zu verrathen und eilte weiter. Am Ende des Ganges lag eine Kammer, in welcher gewöhnlich ein paar Gesellen zu arbeiten pflegten; sie nahm den Schlüssel, der an einem ihr wohlbekannten Orte hing, öffnete und trat ein. Hastig suchte sie auf den dastehenden Tischen umher, ohne zu finden, was sie brauchte. Endlich entdeckte sie einen Rothstift und einen Kalender. Aus dem letzteren riß sie ein weißes Blatt heraus, schrieb nach kurzem Besinnen ein paar Zeilen und steckte das Blatt zu sich.

Darauf verließ sie die Kammer wieder und huschte schnell über ein paar Stufen nach ihrem Schlafkabinet; dort nahm sie aus einem Schrank einen Mantel und bekleidete sich damit.

Ihre Bewegungen waren ängstlich und unsicher, sie fürchtete überrascht zu werden. Schnell flog sie dann wieder die Treppe hinunter und in die Küche; der hier sich befindenden Magd flüsterte

sie zu: „Niemand darf etwas davon erfahren, daß meine Amme hier war, hörst Du! Fragt meine Mutter nach mir, so antworte, Du wissest nicht, wo ich sei!“ Dann schlüpfte sie zur Thür hinaus und schritt über den Hof auf die Straße. Bis sie an die nächste Ecke gelangte, blickte sie sich einige Male scheu um, ob ihr auch Niemand folge, erst als sie wußte, daß man sie vom Hause aus nicht mehr sehen konnte, setzte sie ruhiger ihren Weg fort.

Das Ziel ihrer nicht eben langen Wanderung war eine abgelegene Gasse, in der nur niedrige und ärmliche Häuser standen. Vor einem der letzteren, in welchem sich einem Aushängeschilde nach eine Schänke befand, machte sie Halt und trat ein. Auf der halbdunklen Flur spielten ein paar Kinder, die sie neugierig umringten. Ohne sich aufzuhalten, klopfte sie an der nächsten Thür an, eine Frau that ihr auf und forschte nach ihrem Begehr. Kathinka murmelte einen Namen, worauf die Frau sie hereinkommen hieß und in einen Winkel am Fenster deutete. In dem niedrigen Zimmer war ein starker Geruch von Branntwein verbreitet, an einem groben hölzernen Tische saßen mehrere Männer aus der untern Volksklasse beim Glase.

Kathinka kehrte dem Tische den Rücken und wendete sich dem ihr bezeichneten Winkel zu, wo

ein in bäuerische Tracht gehülltes Weib auf einer Bank ruhte. Kaum war die Bäuerin Kathinka's ansichtig geworden, als sie mit einer Bewegung der Ueberraschung sich erhob und herzueilend die Hände des Mädchens ergriff, indem sie sagte: „Trügen mich meine Augen! Mein Töchterchen, Du bist's! Was suchst Du hier?"

„Dich, Matuschka, suche ich! Ich hörte, daß Du heute in unserem Hause warst. Ist kein Ort hier, wo wir ein paar Worte unbelauscht miteinander sprechen können?"

„Du hast mir etwas allein zu sagen? Ist doch kein Unglück geschehen? Mein Töchterchen —"

„Nein, aber ich habe Eile."

„So komm in die Kammer der Wirthsleute, dort sind wir allein."

Kathinka und die Bäuerin entfernten sich durch eine niedrige Thür im Hintergrunde und blieben etwa zehn Minuten fort. Dann erschienen sie wieder, die Bäuerin begleitete Kathinka bis an die Hausthür, sie flüsterten noch ein paar Sekunden miteinander, bis Kathinka mit den Worten: „Gott wird Dir's vergelten, Matuschka, Du bist meine einzige Stütze! Wenn Du morgen zu uns kommst, sage meiner Mutter nicht, daß Du schon da warst!" sich losmachte und den Heimweg antrat.

Bei aller Entschlossenheit wurde ihr jetzt immer

schwerer und ängstlicher um's Herz; nur das Bewußtsein, daß es den Kampf um ihr Lebensglück galt, hielt sie aufrecht. Zunächst ging sie einem Konflikt mit ihrer Mutter entgegen, wenn diese, wie anzunehmen war, ihre Entfernung entdeckt hatte. Kathinka faßte den Vorsatz, standhaft Alles über sich ergehen zu lassen; wenn sie sich nicht einschüchtern ließ, gab es kein Mittel, durch welches man sie zwingen konnte, zu gestehen, wo sie gewesen war. — —

Indeß die von dem Lieutenant Grünstein als Braut betrachtete Kathinka daran arbeitete, die ihr verhaßte Verbindung unmöglich zu machen, kehrte der liebestrunkene Krieger und Verschwörer nach seiner Kaserne zurück. Er ließ sich Zeit; für den Augenblick hatte er kein dringendes Geschäft, wohl aber war es ihm Bedürfniß, durch Bewegung in der frischen Luft sich etwas abzukühlen und seine Gedanken zu ordnen. Befand er sich doch in einer Lage, die von einer Stunde zur anderen die wichtigsten Ereignisse mit sich bringen konnte; er wußte nicht, wann das folgenschwere Losungswort ertheilt werden würde, er war nur eines der Werkzeuge, auf dessen Entschlossenheit und Geistesgegenwart im Moment der That viel, wenn nicht Alles — so meinte er wenigstens — ankam.

Während er jetzt so durch die Straßen schritt als einfacher von Niemandem beachteter Lieutenant,

kam er sich vor wie eine hohe, im Incognito sich befindende Person; er beneidete sich um die Rolle, die er spielte und dachte selbstzufrieden: „Wenn die Leute wüßten, welch große Dinge mir anvertraut sind!“ Im Geiste durchlief er noch einmal Alles was er bisher für die Sache Elisabeth's geleistet, er lobte die Vorsicht, mit der er bei den Anwerbungen unter der Garde verfahren war, er nannte seine Einleitung weise und klug und malte sich im Vorhinein das Staunen und die Bestürzung der Bevölkerung aus, die harmlos dahinlebend nicht ahnte, welch gewaltiger Umschwung gewissermaßen über Nacht hereinbrechen sollte. Die Besorgniß, welche Kathinka's zweideutige Bemerkung über seine Geheimnisse in ihm erweckt hatte, war längst wieder verflogen; ja er lächelte darüber, daß ein blutjunges unerfahrenes Mädchen mit einer absichtslosen hingeworfenen Aeußerung ihm so warm hatte machen können. „Ich glaube,“ sagte er zu sich, „man könnte dem Kinde eine Liste der Verschworenen in die Hand geben, sie würde ohne Arg das Feuer in der Küche damit anzünden.“

Mittlerweile war er auf seinem in die Kreuz und Quere ausgedehnten Gange an einen Punkt gelangt, von wo aus er, wenn er wollte, in fünf Minuten seine Kaserne erreichen konnte. Er schlenderte noch, ohne eine besondere Absicht damit zu

verbinden, durch diejenige Straße, in welcher der Großadmiral Ostermann wohnte. Es dämmerte bereits stark, so daß er auf einige Entfernung Niemand mehr zu erkennen vermocht hätte. Ostermann's Haus stand in der Mitte der nicht sehr langen Gasse; Grünstein zauderte, als er, auf der dem Hause gegenüberliegenden Seite sich fortbewegend, sich in gerader Linie mit dem Gebäude sah. Seine Blicke nach dem letzteren lenkend bemerkte er, daß einzelne Fenster erleuchtet waren; au den Vorhängen, hinter denen sich die Lichtstrahlen herausstahlen, schienen einige Schatten hin und herzugleiten. „Dort oben," murmelte Grünstein, „wird auch der Blitz einschlagen; der Großadmiral hält es fest mit der Regentin, ich hätte keine Lust, jetzt an seiner Stelle zu sein, so reich und mächtig er auch ist. Die schönen Räume, in denen vielleicht eben eine glänzende Gesellschaft weilt, werden bald öde und verlassen sein."

Sich abwendend wollte er seinen Marsch fortsetzen, als er zweier Gestalten gewahr wurde, die aus dem Thore von Ostermann's Hause kommend sich die Hände reichten und dann nach rechts und links forteilten. Auch wenn er kein Sporenklingen gehört hatte, wäre er überzeugt gewesen, daß es Offiziere waren; die militärischen Mäntel und die Federbüsche auf den Hüten glaubte er wohl zu unterscheiden. Noch waren die Schritte der beiden

kaum verhallt, als ein dritter Offizier das Haus verließ, dem in kurzen Pausen noch mehrere folgten.

Grünstein stutzte; er wollte nicht länger stehen bleiben und ging langsam weiter, nachgrübelnd, ob es sich hier nicht vielleicht um etwas Anderes als um eine gewöhnliche Gesellschaft handle. Der unbestimmte Verdacht, der in ihm aufgetaucht war, veranlaßte ihn, noch einmal umzukehren und auf der anderen Seite der Gasse entlang zu promeniren. Als er sich vor Ostermann's Haus befand, warf er einen Blick durch das halboffene Thor, ohne jedoch Jemanden in der schlecht erleuchteten Halle zu bemerken. Er hatte aber nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als er Tritte hinter sich hörte; indem er noch überlegte, ob er sich umsehen solle, hatte ihn der Nachkommende schon erreicht und berührte mit einem leichten Schlage seine Schulter.

Grünstein zuckte zusammen und drehte rasch den Kopf um, die Worte indessen, welche er zu gleicher Zeit vernahm, beruhigten ihn augenblicklich. „Wie," rief ihm eine Stimme zu, an welcher er den Grafen Maximilian erkannte, „wie, Herr Lieutenant, Sie wagen sich in die Nähe der Höhle des Löwen? Wissen Sie nicht, daß hier mein Onkel, der Großadmiral wohnt, den Sie alle Ursache haben zu fürchten?"

„Warum sollte ich gerade den Großadmiral fürchten, Herr Graf?" murmelte Grünstein.

„Warum? Weil Sie wissen müssen, daß er der eifrigste Anhänger der Regentin, folglich Ihr gefährlichster Gegner ist. Was Sie aber nicht wissen können, das werde ich Ihnen sagen. Haben Sie vielleicht einige von den Personen bemerkt, die sich vor kurzem aus dem Hause entfernten?"

„Das habe ich und ich meinte, daß der Großadmiral eine Gesellschaft bei sich versammelt habe."

„Es war eine rein militärische Gesellschaft und die Unterhaltung war eine politische."

„Ah, also doch! Lassen Sie Näheres hören, Herr Graf!"

„Näheres kann ich selbst nicht angeben, weil ich nicht dabei war, eben dieser Umstand erhebt meine Vermuthungen über jeden Zweifel."

Während dieses Gespräches waren Grünstein und Maximilian an den Ausgang der Straße gelangt, der letztere erkundigte sich, wohin der Lieutenant gehe und erklärte dann, er werde ihn begleiten. Grünstein fuhr nun fort: „Der Großadmiral scheint Ihnen also zu mißtrauen, da er Sie nicht an der Berathung, wenn eine solche stattfand, theilnehmen ließ."

„So scheint es," entgegnete Maximilian, „und ich erkläre mir das auf die einfachste Weise. Ich bin, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in Ungnade bei Hofe gefallen, morgen erst dürfte es sich entscheiden, ob mir die Regentin ihre Huld wieder-

schenkt und das will der Großadmiral offenbar abwarten, ehe er mich in sein Vertrauen zieht."

„Er meint also, es sei nicht klug, Sie in seine Absichten einzuweihen, wenn Sie Ursache haben, sich über die Regentin zu beklagen?"

„So ist es; er hat indessen, wie Sie sehen, durch seine Zurückhaltung nichts gewonnen. Wenn ich auch nicht gehört habe, was in der Berathung verabredet wurde, so muß ich doch voraussetzen, daß man etwas gegen die Großfürstin im Schilde führt. Ich saß vor etwa anderthalb Stunden allein auf meinem Zimmer, als ich aufmerksam wurde auf eine gewisse Bewegung in den unter meiner Wohnung liegenden Räumen. Ein ungewöhnliches Geräusch drang von der Treppe herauf, ich öffnete eine Thür und hörte sporenklirrende Tritte. Da mein Onkel mich niemals ausschließt, wenn er Gäste hat, ergab sich der Verdacht, daß er mir ein Geheimniß verbergen wollte, auf das er mich zufällig durch eine heute früh hingeworfene Bemerkung aufmerksam gemacht hatte. Welcher Natur dieses Geheimniß ist, darüber ist keine Täuschung möglich."

„Gewiß nicht," fiel Grünstein ein, „aber wohin eilten Sie, als Sie mir begegneten?"

„In der ersten Aufregung über meine Entdeckung wollte ich den französischen Gesandten aufsuchen. Ich hatte gewartet, bis ich von meinem

Zimmer aus das Auseinandergehen der Versammlung beobachtet hatte. Darauf verließ auch ich das Haus und ich würde Sie nicht getroffen haben, hätte ich nicht von der Vorhalle aus gesehen, wie Sie mit Späherblicken in das Thor hineinschauten. Jetzt habe ich mich indessen anders besonnen; es wird früh genug sein, wenn der Marquis morgen meine Nachricht erhält, heute unternimmt der Großadmiral nichts mehr."

„Wie können Sie das behaupten?"

„Weil ich so vorsichtig war, mich zu erkundigen, ob er noch ausgehen würde. Er hat sich seine Hauskleidung bringen lassen und sich in sein Schlafkabinet zurückgezogen mit dem Befehl, er sei für Niemand mehr zu sprechen."

„Wenn das aber nur Verstellung wäre?"

„Darüber bin ich unbesorgt; ich kenne die Gewohnheiten meines Onkels; er pflegt, wenn er alle Geschäfte abgethan hat, die letzten Stunden des Abends, ehe er sich zu Bett begibt, rauchend in seinem Armsessel zu verträumen. Uebrigens ist eine kurze Besprechung, wie er sie heute gehalten hat, selbstverständlich nicht hinreichend, wenn es sich um große Entscheidungen handelt. Dazu sind Vorbereitungen nöthig und bis jetzt, dafür bürge ich, sind noch gar keine Einleitungen getroffen. Ich gehe also nicht zum Marquis, sondern mit Ihnen nach der Kaserne. Die Einsamkeit in

meinem Zimmer ist mir lästig, mein Gemüth befindet sich in unerträglicher Spannung, ich sehne mich nach dem Momente der That, glücklicherweise ist das Ende unserer Prüfungszeit näher, als Sie ahnen."

„Wirklich?" versetzte Grünstein, „haben Sie gegründete Ursache das zu glauben, Herr Graf?"

„Die allergegründetste!" antwortete Maximilian, „es ist heute zwischen dem Marquis und Lestocq ausgemacht worden, daß, wenn bis morgen nicht die erwarteten Geldsummen disponibel sind, die Großfürstin Elisabeth aufgefordert werden wird, den Befehl zum Losbruch zu ertheilen."

„Welch' eine glückliche Kunde!" murmelte Grünstein, „auch mir wurde bei dem langen Zögern unheimlich zu Muthe. Ist es doch fast ein Mirakel, daß das Geheimniß bisher so gut bewahrt worden ist."

„Nun bis morgen wird uns doch der Teufel keinen Possen spielen und uns einen Riegel vorschieben!" warf Maximilian hin.

„Hoffentlich nicht! Aber einen Rath möchte ich Ihnen doch geben, Herr Graf!"

„Sprechen Sie und wenn Ihr Rath gut ist, werde ich denselben befolgen."

„Sie werden doch diese Nacht zu Hause zubringen?"

„Das werde ich."

„Dann empfehle ich Ihnen, sich nicht in's Bett zu legen, sondern in den Kleidern zu bleiben und bei offener Thür zu wachen. Hören Sie irgend ein verdächtiges Geräusch, dann werden Sie wohl Gelegenheit finden, sich zu überzeugen, ob uns unmittelbare Gefahr droht und in diesem Falle müßten Sie suchen das Freie zu gewinnen und den Marquis oder mich, oder noch besser uns beide zu benachrichtigen. Zur größeren Sicherheit werde auch ich diese Nacht nicht schlafen."

„Das mag geschehen;" entgegnete Maximilian, „wozu wäre man denn Soldat, wenn man es für eine Beschwerde hielte, eine Nacht zu wachen und noch dazu im warmen Zimmer im bequemen Armsessel!"

„Jetzt erst bin ich vollständig beruhigt," fuhr Grünstein fort, „der Großadmiral ist ein energischer und verschlagener Mann und es wäre doch entsetzlich, wenn durch eine Nachlässigkeit von unserer Seite das mühsam vorbereitete Unternehmen beinahe in letzter Stunde scheitern sollte."

Maximilian und der Lieutenant schritten jetzt eine Weile schweigend nebeneinander hin; jeder glaubte den Anderen in Gedanken mit der Verschwörung beschäftigt und doch hatten sie beide jetzt etwas Anderes im Sinne; Grünstein freute sich, daß die Beschleunigung des auszuführenden

Streiches seine Hoffnungen auf den Besitz Kathinka's krönen mußte, Maximilian dagegen grübelte über den Brief von Julie von Mengden nach, den Lestocq ihm gebracht hatte.

Dieser Brief war, wie wir wissen, die Antwort auf jenes Schreiben, das Maximilian von Katharinenhof aus an Julie gerichtet hatte und welches ihr durch den Diener Lestocq's zugestellt worden war. Der Anfang des Briefes, verfaßt vor dem ersten Besuche der Regentin bei Julie, erwiderte aus vollem Herzen die Liebesbetheuerungen Maximilian's, rieth jedoch von allen gewagten Schritten ab und ermahnte zum geduldigen Ausharren. In eine Entführung wollte Julie nur dann einwilligen, wenn der unversöhnliche Zorn der Regentin ihr Glück zu vernichten drohte. Der Brief enthielt aber auch noch einen Nachtrag, geschrieben, nachdem die Regentin Julie überrascht und das Bruchstück von dem Billet Maximilian's sich angeeignet hatte. In diesen Schlußworten gab sich die Verzweiflung kund, in die das rathlose Mädchen durch den unerwarteten Ueberfall und die Drohungen der Regentin gestürzt worden war. Sie flehte Maximilian um Hilfe an, obwohl sie wußte, daß er selbst ohne Macht war; zugleich theilte sie ihm mit, daß die aufgebrachte Regentin ihr Zimmerarrest gegeben habe und daß nur durch die Dazwischenkunft des Prinzen Ludwig von

Braunschweig es ihr möglich geworden war, den Brief an dem von Maximilian ihr bezeichneten Orte niederlegen zu lassen.

Mehr als Alles, was Julie ihm sagte, hatte Maximilian die Nachricht erschreckt, daß der Prinz Ludwig als Vermittler aufgetreten war; er vermochte sich dies nicht zu erklären und war trostlos, daß Julie sich mit einer räthselhaften Andeutung begnügt hatte. Wie wäre ihm erst zu Muthe gewesen, hätte er die neue Gefahr gekannt, von der Julie bedroht war, hätte er gewußt, daß die Regentin, erbittert durch die vergeblichen Nachforschungen nach dem vom Großadmiral belauschten Boten, ihrer Hofdame wirkliche Gefangenschaft in Aussicht gestellt hatte!

Den ganzen Tag hatte er Pläne und Entwürfe gemacht, um dieselben als nutzlos sofort wieder zu verwerfen. Was konnte er auch thun, um Juliens Lage zu erleichtern? Jeder Schritt von seiner Seite hätte nur neuen Skandal und größeres Unheil zur Folge haben müssen.

Während er jetzt an der Seite Grünstein's fortwanderte, malte er sich die Noth und Bedrängniß Julien's, an welcher er allein Schuld trug, mit den schwärzesten Farben aus und die Gestalt des häßlichen Prinzen erschien obendrein als verwirrendes Gespenst vor seinem Geiste. Auch die Erinnerung an seine Beziehungen zur Marquise

folterte ihn; was sollte daraus werden, wenn er je offen als Bewerber um Julien auftrat?

Mittlerweile war er mit Grünstein durch zwei dunkle Gassen gegangen und sie hatten ihr Ziel, die Kaserne, erreicht. Das große Gebäude zeigte nur wenige Spuren von Beleuchtung; ein paar hier und da angebrachte Oellämpchen flackerten dem Erlöschen nahe, indeß die beiden Männer von der Vorhalle aus die Stiege und den Weg zu des Lieutenants Gemach suchten.

Endlich waren sie an Ort und Stelle; Grünstein verschloß die Thür, machte Licht und lud Maximilian zum Sitzen ein. Das Zimmer, welches Grünstein bewohnte, war mit der seinem Range entsprechenden Bescheidenheit möblirt und ausgestattet, so daß Maximilian sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Nach all' den Strapazen, die Sie erduldeten, mögen Sie hier wohl oft mit Ihrem Schicksal gegrollt haben!"

„Während Sie, Herr Graf, obgleich viel jünger im Dienste als ich, alle Genüsse des Lebens durchkosteten!" fiel Grünstein nicht ohne Schärfe im Tone ein.

„Ach," sagte Maximilian lachend, indem er sich einen Sessel zurecht rückte, „wollen Sie mir vielleicht einen Vorwurf aus meiner Geburt machen?"

„Gott behüte mich!" entgegnete Grünstein, „ich bin alt genug, um mich in den Lauf der Welt

ergeben zu haben und wenn nicht jetzt die Gelegenheit sich zeigte, vorwärts zu kommen, hätte ich wahrscheinlich mein Dasein ohne Murren als armer Lieutenant beschlossen. Nachdem mir aber das Schicksal eine günstige Wendung bringt, wünsche ich allerdings, das Versäumte nachzuholen; ich spüre noch Lebenslust genug in mir, um —"

Hier stockte Grünstein, Maximilian sah ihn forschend an und fragte: „Nun? Warum vollenden Sie nicht?"

„Lassen wir die Zukunftsträume!" murmelte Grünstein verlegen, „bleiben wir bei der Gegenwart." Darauf setzte er sich Maximilian gegenüber an den Tisch, auf welchen er die Lampe gestellt hatte und zog seine Brieftasche hervor. Maximilian und Grünstein hatten sich, seit sie beide Glieder der Verschwörung waren, nur einige Male flüchtig gesehen, ohne sich über das Unternehmen, in welches Grünstein bei weitem tiefer eingeweiht war, ausführlich besprechen zn können; jetzt war der Moment passend, um Maximilian einen Blick in die Vorbereitungen thun zu lassen.

Durch die Papiere, welche Grünstein auf dem Tische ausbreitete, wurde Maximilian mit allen Details bekannt; die Anzahl der gewonnenen Soldaten von der Garde, die Namen einiger Offiziere, auf welche zu zählen war, sowie die bisher aufgewendeten Summen konnte er überblicken.

Außerdem hatte Grünstein ein Verzeichniß von Personen angefertigt, die als zweifelhaft oder verdächtig zu verhaften wären. „Darunter befanden Sie, Herr Graf, sich ebenfalls," bemerkte Grünstein lächelnd, „Ihr Name ist erst letzthin ausgestrichen worden!"

„Und der Großadmiral?" fragte Maximilian, das Blatt in die Hand nehmend. „Ich gestehe, daß mir der Gedanke an sein Schicksal Sorge macht."

„Man wird für ihn das Möglichste thun, aber da er der entschiedenste Gegner der Großfürstin ist, kann nur diese sein Loos bestimmen."

Maximilian stützte, trübe vor sich niederblickend das Haupt in die Hand; zum ersten Male empfand er lebhaft und schmerzlich das Unnatürliche seiner Situation. Er sollte dazu beitragen, daß sein eigener Onkel, dem er so vielen Dank schuldete, einer unberechenbaren Gefahr preisgegeben wurde.

„Ich begreife vollkommen," sagte Grünstein, „was in Ihnen vorgeht; Sie möchten Ihren Onkel auf irgend eine Weise schützen. Aber wie? Warnen dürfen Sie ihn nicht, denn er würde selbstverständlich nicht die Flucht ergreifen, und wir würden nur uns selbst verderben." Kaum hatte Grünstein diese Worte vollendet, als Schritte auf dem Gange ertönten und gleich darauf wurde stark an die Thür gepocht.

Grünstein und Maximilian sahen sich an, keiner brachte einen Laut über die Lippen, aber der Schrecken, welcher sie erfaßt hatte, sprach sich deutlich in ihren Blicken aus. Der Lieutenant raffte mit einer mechanischen Bewegung die Papiere zusammen, drückte sie nebst der Brieftasche Maximilian in die Hand und ging dann die Thür aufzuriegeln. Während dessen hatte Maximilian die ihm übergebenen Gegenstände zu sich gesteckt.

Als die Thür sich öffnete, wurde ein Sergeant von der Garde sichtbar, welcher dem Lieutenant den Befehl überbrachte, sich zu seinem Oberst zu verfügen, der in der Kaserne anwesend sei.

Grünstein antwortete, er werde sogleich erscheinen, dann kehrte er, indem der Sergeant sich entfernte, noch einmal um, nahm seine Kopfbedeckung und flüsterte Maximilian zu: „Ich weiß nicht, was das bedeutet, vielleicht nichts Gutes. Verlieren Sie keine Minute, eilen Sie nach Hause und vernichten Sie die gefährlichen Beweise.“ Darauf ging er. Maximilian horchte, in der Mitte des Gemaches der offenen Thür gegenüberstehend, auf die allmälig verhallenden Tritte; bald war Alles still. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn, die Vorstellung eines dunklen Verhängnisses beängstigte ihn. War die Verschwörung entdeckt? Wurde Grünstein verhaftet? Aber wenn man das beabsichtigte, weshalb ließ man dann den Lieute-

nant nicht in seinen Zimmer festnehmen? Und da war er selbst mit den bedenklichen Papieren in der Tasche; sollte er sie nicht lieber gleich hier verbrennen? Der Rückweg konnte ihm ja abgeschnitten sein, denn wenn man Verrath witterte, war sicher die ganze Kaserne besetzt!

Unschlüssig zauderte er und lauschte. Einige Minuten verstrichen, ohne daß sich etwas rührte. Da entschloß er sich schnell, hing seinen Mantel um und verließ das Zimmer. Auf dem Gange und auf der Treppe fand er Alles wie zuvor; einzelne Soldaten begegneten ihm; sie schienen ihren häuslichen Verrichtungen obzuliegen, nichts Auffallendes machte sich bemerklich. Auf der Straße angelangt, zögerte er wieder, ob nicht irgend ein Zeichen ihm kundgebe, was mit Grünstein geschah. Aber es ereignete sich nichts; mißmuthig und beklommen trat er nun den Heimweg an.

Fast fing er an zu bereuen, daß er sich von Lestocq für die Verschwörung habe gewinnen lassen; die Schwierigkeiten des Unternehmens zeigten sich ihm plötzlich in neuem Lichte, sie wuchsen riesengroß empor.

Als er zu Hause angekommen war, wollte er den Lakai, welcher ihm Licht in sein Zimmer gebracht hatte, fortschicken, aber der letztere sagte, er habe dem Herrn Grafen noch eine Meldung zu

machen. Ungeduldig fragte Maximilian, was vorgefallen sei.

Der Lakai berichtete, es sei ein junger Mann in militärischer Kleidung dagewesen und habe dringend verlangt, den Herrn Grafen zu sprechen. Auf den Bescheid, daß der Graf nicht zugegen sei, sei der junge Mann offenbar unzufrieden wieder fortgegangen.

Auf Maximilian's weitere Fragen nach dem Aussehen und dem Range des Fremden konnte der Lakai keine Auskünfte ertheilen; ein Soldatenmantel war so ziemlich Alles, was er von der Kleidung des Unbekannten gesehen hatte.

Dieser räthselhafte Besuch trug nicht dazu bei, Maximilian zu beruhigen; unwirsch und erregt verschloß er hinter dem Lakaien die Thür und machte sich nun daran, dem erhaltenen Auftrage gemäß die Papiere zu verbrennen. Das dauerte eine gute Weile; Blatt für Blatt zündete er an eiuer Kerze an und warf jedes einzelne Stück in den Kamin, um es zu Asche verglimmen zu lassen. Auch die Brieftasche erlitt dasselbe Schicksal, er zerriß sie und überantwortete die Stücke dem Feuer.

Dann erst vertauschte er seine Uniform gegen eine bequeme Hauskleidung, klingelte und ließ sich Essen und Wein auftragen. Von den Speisen genoß er nur wenig, dem Wein dagegen sprach

er fleißiger zu; er hatte das Bedürfniß, die Geister zu bannen, die eine peinliche Herrschaft über seine Seele ausübten.

Nach einiger Zeit ließ er das Mahl wieder abtragen, und befahl dem Lakaien sich zur Ruhe zu begeben. Von dem Wein, den er zurückbehalten hatte, schenkte er sich wieder ein und nippte in Pausen daran, indem er langsam auf und nieder schritt. Es mochte nicht viel über zehn Uhr sein; er hatte die lange Nacht vor sich, die er durchwachen mußte, das wäre ihm gleichgiltig gewesen, wenn nicht die Ungewißheit in Bezug auf Grünstein ihn gequält hätte. Er tadelte sich, daß er nicht noch länger in der Umgebung der Kaserne gewartet hatte; jetzt war es auf jeden Fall zu spät, um noch einmal dorthin zu gehen, er mußte hier auf seinem Posten bleiben.

Die Thür seines Zimmers hatte er weit geöffnet gelassen, diejenige, welche aus dem kleinen Vorgemach zur Treppe führte, machte er jetzt auf und lehnte sie an, so daß jeder Ton, welcher draußen die Stille unterbrechen würde, sein Ohr treffen mußte. Als er endlich des Herumwanderns müde war, warf er sich auf den Divan, rückte sich die Kerzen zurecht und nahm das Album mit den Erinnerungen an seine überstandenen Liebeshändel. Sonst hatten ihm diese Bilder eine stets angenehme Zerstreuung gewährt, er lebte die Siege

noch einmal wieder durch und freute sich seiner zahlreichen, oft sehr flüchtigen Abenteuer. Heute fand er auch darin nicht das gewohnte Vergnügen, am längsten weilte er bei dem letzten Blatte, welches das Bildniß Juliens zeigte. Die Marquise hatte er noch immer nicht gemalt. Als er sich in das Anschauen von Julien's Porträt vertiefte, stieg auch zugleich die Gestalt des Prinzen Ludwig wieder vor seiner Phantasie auf; unwillkürlich ballte er die Hand und preßte die Lippen aufeinander. Er hätte viel darum gegeben, wenn er nur hätte ahnen können, wie gerade dieser Mann dazu gekommen war, Julien einen so großen Dienst zu erweisen.

Aergerlich und gereizt warf er das Album auf den Tisch und bedeckte die Augen mit der Hand, seufzend: „Wäre nur erst der Morgen da, daß ich handeln, etwas thun könnte. Diese Unbeweglichkeit wird zur grauenhaften Folter!“ Allmälig versank er in ein dumpfes Sinnen und Brüten, sein Bewußtsein trübte sich und ohne daß er einschlief, trat doch eine Abspannung ein, die seinen Nerven wohl that.

Plötzlich fuhr er auf; ein Geräusch, über dessen Natur er sich nicht gleich Rechenschaft geben konnte, hatte die Ruhe gestört. Er starrte um sich her, die Kerzen waren noch nicht zur Häifte niedergebrannt, es konnte höchstens Mitternacht sein.

Ein paar Sekunden dauerte es, dann war es ihm abermals, als rege sich etwas und zwar auf der Treppe. Jetzt erhob er sich; was konnte das sein? Er wartete athemlos, der Ton wiederholte sich, kein Zweifel, es kam Jemand die Treppe herauf. Er zog seinen Degen, den er auf einen Sessel gelegt hatte, nahm eine Kerze in die linke Hand und schritt in das Vorzimmer.

In demselben Moment that sich die angelehnte Thür auf; eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, trat über die Schwelle; vor dem ausgestreckten Degen schreckte sie zurück und zugleich flüsterte eine zitternde Stimme: „Maximilian — Herr Graf!"

„Allmächtiger!" stammelte Maximilian, dessen Herz die vermeinte Gefahr gewaltig klopfen gemacht hatte. „Ist das kein Traum? Julie — Fräulein von Mengden, Sie sind es?"

„Ich bin es!" lautete die kaum verständliche Antwort. „Noth und Verzweiflung jagten mich hierher —"

„Gerechter Gott, was ist geschehen? Wie kommen Sie in das Haus? Ich fasse noch nicht die Möglichkeit, daß Sie es sind! Kommen Sie in das Zimmer! — Und diese Uniform! Wie hängt das zusammen?"

Wankend folgte das bleiche Mädchen, den abgenommenen Hut nebst dem Mantel hinwerfend. Maximilian entledigte sich seines Degens, stellte

das Licht bei Seite und wollte Julien's Hände ergreifen, um sie an sich zu ziehen.

„Nein!" hauchte sie. „Nicht so! Lassen Sie mich, daß ich mich sammle und mich rechtfertige."

„Also waren Sie es, die heute Abend nach mir fragte? Und wo blieben Sie?"

„Als ich erfuhr, daß Sie, Herr Graf, nicht zu Hause seien, war ich fast besinnungslos wieder die Treppe hinuntergegangen. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Der Himmel gab mir den Gedanken ein, mich im dunklen Hofe nach einem Versteck umzusehen; nach langem Umhertasten fand ich einen Winkel, in welchem Holz aufgeschichtet war; dort verbarg ich mich. Ich wollte warten, bis Alles schlief und dann versuchen, mich zu Ihnen zu retten. So weit ist es mit mir gekommen."

„Barmherzigkeit!" flüsterte Maximilian, als Julie schluchzend schwieg. „Klären Sie mich auf! Was ist Ihnen widerfahren?"

„Ich wähnte mich verloren, die Regentin überfiel mich in Begleitung des Großadmirals, sie stieß Drohungen aus, gegen welche es für mich keine Hilfe gab." Julie erzählte nun, häufig von Thränen unterbrochen, die uns bekannten Ereignisse; es dauerte einige Zeit, bis Maximilian Alles verstanden hatte. Er fiel ihr ein über das andere Mal mit Ausrufungen in's Wort, forschte nach

diesem und jenem Umstande; von dem Eindringen des Prinzen Ludwig bei Julie unterrichtet, konnte er seinen Zorn kaum mäßigen. Endlich war Julien's Bericht erschöpft; sie fügte hinzu, daß sie, um sich der von der Regentin ihr angekündigten Gefangenschaft zu entziehen, sich zur Flucht entschlossen hatte. Ein wachehaltender von ihr bestochener Soldat hatte ihr mit Hilfe ihrer Kammerjungfer militärische Kleidungsstücke verschafft und durch diese vor Entdeckung geschützt hatte sie mit einbrechender Dunkelheit das Schloß verlassen. Lange war sie, eine Beute namenloser Angst, umhergeirrt; sie hatte keine Zuflucht, je später es wurde, desto höher stieg ihr Schrecken, es blieb ihr keine Wahl, sie mußte Maximilian aufsuchen, um wenigstens für den Moment gerettet zu sein. Unverschämtes Weibsbild! –

Maximilian war jetzt so weit, daß er über dem Glück des Augenblickes alles Andere vergaß; entzückt faßte er Julien's Hand, bedeckte sie mit Küssen und ließ den Gefühlen, die ihn bestürmten, freien Lauf. Aber Julie wehrte ihn beinahe kalt ab. „Nicht doch!“ sagte sie. „Sie sollen mich für jetzt schützen und mich achten, gewähren Sie mir Obdach für diese Nacht, aber lassen Sie mich hier allein; ziehen Sie sich in ein anderes Zimmer zurück!“

Vergeblich waren Maximilian's Bitten, Julie

blieb unerschütterlich; sie wies seine stürmische Zärtlichkeit ab und zwang ihn, ohne Aufschub sich zu entfernen. „Ich will allein sein mit mir selbst," versetzte sie, „und mit mir zu Rathe gehen über das, was morgen zu thun ist."

Maximilian fügte sich in das Unvermeidliche; er sagte Julie kurz, daß es nothwendig sei, während der Nacht auf jedes Geräusch zu achten, wenn sie etwas höre, solle sie ihn rufen. Dann ging er einigermaßen verstimmt und ohne ein herzliches „gute Nacht" über die Lippen zu bringen, in ein anstoßendes Gemach, dessen Thür Julie auf ihrer Seite verschloß.

Neuntes Capitel.

Ein bewegter Tag.

Maximilian verbrachte eine qualvolle Nacht. Da an Schlaf unter keiner Bedingung zu denken war, mochte er sich auch nicht niederlegen; er wanderte ruhelos hin und her, setzte sich bald da, bald dort in einen Winkel und kreuzte die Arme auf der Brust, als wollte er sich zwingen, in einer bestimmten Stellung auszuharren, aber immer sprang er bald wieder auf und irrte von neuem zwischen den vier Wänden herum. Seine Stimmung war ein Gemisch von Zorn und Sehnsucht, von Angst und Hoffnung, von Reue und leichtsinnigem Selbstvertrauen. Die Gestalten der Marquise und der so nahe bei ihm weilenden Julie, seines Onkels, den er überwachen sollte und Grünstein's, dessen Schicksal möglicherweise schon eine tragische Wendung genommen hatte, schwebten auf und nieder vor seinem geistigen Auge und ein

Heer peinvoller Gedanken wirbelte durch seinen Sinn.

Am meisten beschäftigte ihn natürlich Julie, die nur durch eine Wand von ihm getrennt war. Einige Male hatte er, an die Thür tretend, ihren Namen geflüstert, ohne eine Antwort zu erhalten. Sollte es ihr möglich sein, zu schlafen? Sie war so kalt und streng gegen ihn gewesen; er hatte nicht geglaubt, daß sie so viel Festigkeit besitze. Da sie seine Rufe unerwidert ließ, hatte er sein Auge an das Schlüsselloch gedrückt, aber er konnte den Theil des Zimmers, wo der Divan stand, nicht überblicken.

Später, als er gegen seinen Willen wieder sich der Thür näherte, kam es ihm vor, als hörte er ein Geräusch, das so klang, als würde etwas wie Papier zerrissen, auch meinte er ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Er rief abermals leise Julien's Namen. Keine Antwort.

Unwillig, fast gereizt, wendete er sich wieder von der Thür ab. Wenn nur erst der Morgen da wäre, dachte er. Und wenn er da war, was dann? Was sollte aus Julie werden? Bei ihm konnte sie nicht bleiben und das würde sie auch nicht wollen, in das Schloß zurück konnte sie noch weniger, wo also sollte sie eine Zuflucht finden? Es fiel ihm ein, daß Lestocq vielleicht zu rathen wisse, aber diesen konnte er vor dem Empfang bei

Hofe nicht sprechen; und schließlich war es noch unsicher, ob Maximilian überhaupt bei Hofe erscheinen durfte.

Zweifel und Ungewißheit zerrissen sein Inneres, ein wüstes Durcheinander breitete sich um ihn aus.

Er hatte, als er das Gemach verließ, in welchem Julie sich befand, eine Kerze mit in sein Schlafzimmer gebracht; er löschte sie aus, um zu versuchen, ob er im Dunkeln sich beruhigen und die Herrschaft über sich wiedergewinnen könne. Nun ärgerte ihn aber der Lichtstrahl, der aus dem Nebengemach durch das Schlüsselloch zu ihm sich herüberstahl. Er zündete seine Kerze wieder an. Wenn er Wein gehabt hätte, er hätte denselben bis zum letzten Tropfen getrunken; er hatte nur Wasser, aus Verzweiflung trank er davon.

So ewig lang für ihn auch die Nacht sich ausdehnte, sie mußte doch zu Ende gehen. Und sie ging zu Ende.

Als der erste graue Schimmer des anbrechenden Morgens durch die Fenstervorhänge fiel, fand er Maximilian ermattet zusammengeknickt auf seinem Bette lehnen, die Füße berührten den Boden, der Oberkörper lag seitwärts auf den Kissen; die Augen waren geschlossen; Maximilian athmete tief und zuweilen entrangen sich ängstliche Laute seinen Lippen, ja er stöhnte, als schnüre ihm ein Alp die Brust zusammen.

Dieser Zustand, der dem Schlummer glich, ohne dessen Stärke und erquickende Macht zu besitzen, hielt ihn lange gefangen. Die Sonne leuchtete bereits hell auf sein Lager, ohne daß er sich rührte; erst als sie ihm in's Gesicht schien, rang er sich wieder in's Bewußtsein. Er fuhr empor und schüttelte sich; es fröstelte ihn und seine Glieder schmerzten. In demselben Moment aber standen die Ereignisse der Nacht wieder vor ihm und jagten ihn auf. Er sprang auf die Thür zu — sie widerstand seinem Griff. „Julie," rief er, „öffnen Sie, es ist Tag!" Alles blieb still. Lauter und stürmischer beschwor er sie. Vergeblich.

„Um Gotteswillen," murmelte er, „was soll das!" Er rüttelte an der Thür, sie war und blieb verschlossen.

Er ließ die Arme sinken; tausend abenteuerliche Schreckbilder fuhren durch sein Gehirn. Was war geschehen? War Julie fort? Sollte er Lärm machen, auf jede Möglichkeit hin? Er sah sich um nach einem Werkzeuge, mit dem er die Thür erbrechen konnte; er fand nichts. Sein Schlafzimmer hatte noch einen anderen Ausgang, dieser führte in ein Kabinet und dieses Kabinet, dessen Fenster nach dem Hof hinauslagen, stand mit der Treppe durch eine Thür in Verbindung; die Thür wurde aber in der Regel nur von seinem Kammerdiener benutzt, der auch den Schlüssel bei sich

trug. Er schaute in den Hof hinunter, ob er vielleicht seines Dieners ansichtig würde; nach zehn Minuten nutzlosen Wartens riß ihm die Geduld. Er wollte mit Gewalt sich frei machen.

Die Thür hatte in der Höhe ein längliches Glasfenster, das sich herausnehmen ließ; er rückte einen Sessel herzu, entfernte das Fenster und versuchte seinen Körper durch die Oeffnung durchzuzwängen. Es kostete ihm einige Mühe, aber schlank und gewandt wie er war, gelang es ihm doch nach großen Anstrengungen, hindurchzuschlüpfen. Auf der anderen Seite heruntergleitend, eilte er durch sein Vorzimmer, dessen Thür er angelehnt fand, wie er sie verlassen hatte, in das Gemach, wo Julie sein mußte.

Der Raum war leer; er stürzte an die in sein Schlafzimmer führende Thür, der Schlüssel steckte noch und die Thür war wie zuvor verschlossen. Als er sich nun wieder umwendete, fielen seine Blicke auf den vor dem Divan stehenden Tisch. Auf diesem war sein Album geöffnet ausgebreitet — daneben lag ein zerrissenes Bild; mit zitternder Hand griff er nach den Stücken; es war Julien's Portrait

Wie ein Blitz das Gewölk zertheilt, so brachte diese Entdeckung mit einem Schlage Maximilian eine fürchterliche Klarheit; er packte das Album und umklammerte es mit krampfhaftem Griffe.

als wollte er in seiner Erschütterung daran sich festhalten. Julie hatte es gefunden, hatte die Gemälde gesehen — sie hatte ja die lange Nacht hindurch Zeit dazu — und hatte aus den Bildern gelesen, was sie niemals hätte erfahren sollen. Wie blind, wie leichtsinnig war er gewesen, daß er dieses Buch im Bereiche des Mädchens liegen ließ, dem er ewige Liebe geschworen hatte.

Das war die Antwort auf seinen Schwur: das vernichtete Porträt, dessen Stücke Julie ihm zurückgelassen hatte. Aber wo war sie selbst? Wann war sie entflohen und wohin?

Er suchte sich zu sammeln und seiner Gedanken Meister zu werden. Vor Allem verbarg er das verhängnißvolle Album nebst dem zerrissenen Bild, dann klingelte er heftig. Als sein Diener eintrat, dem das verstörte Wesen des Grafen aufzufallen schien, fragte er denselben, ob man nicht vielleicht im Laufe des Morgens den jungen Mann im Soldatenmantel, der gestern da gewesen sei, im Hause bemerkt habe. Die Frage wurde verneint. Maximilian schickte den Diener wieder fort.

Julie war also, wie er vermuthen mußte, zu früher Stunde fortgegangen, ohne Jemandem begegnet zu sein, sonst würde ihre auffallende Erscheinung sicher Anlaß zu Gerede unter den Dienstleuten gegeben haben. Wo sollte er sie nun suchen? Seine Unruhe war namenlos; er konnte

es nicht im Hause aushalten. Einen Mantel umhängend und den Hut aufsetzend, stürmte er fort; auf's Gerathewohl irrte er in den noch nicht sehr belebten Straßen herum; obgleich er selbst kaum hoffte, die Verlorene zu sehen, hielt er sich doch mit trügerischen Hoffnungen einige Zeit hin. Die Ermüdung und die Erinnerung an die Nothwendigkeit, sich heute bei der Regentin zu melden, trieben ihn nach Hause.

Als er wieder in seinem Zimmer angelangt war und sich im Spiegel betrachtete, erkannte er sich selbst kaum, so entstellt waren seine Züge.

Die Verzerrung seines Antlitzes entsprach seinem Seelenzustande; Maximilian war es, als habe er gar keinen freien Willen mehr, als müsse er sich von den Ereignissen stoßen und schieben lassen. Er erinnerte sich, daß er heute zur Regentin habe gehen wollen; der Gedanke an diese Audienz erschreckte ihn, aber was half es, wenn er fortblieb? Die Regentin mußte außer sich sein über Julien's Flucht und gewiß hatte sie ihn im Verdacht der Mitschuld; würde sie, wenn er sich ihr nicht vorstellte, nicht nach ihm schicken, ihn vielleicht gar verhaften lassen? Er hatte also keine Wahl, er mußte um eine Audienz nachsuchen.

Nachdem Maximilian sich das klar gemacht hatte, befahl er, daß man ihm das Frühstück bringe; er hatte kein Verlangen danach, aber er

mußte seinen Körper zu kräftigen suchen, wollte er der auf ihn harrenden Aufgabe gewachsen sein. Nachdem er etwas genossen, kleidete er sich um und ließ den Wagen anspannen. Mittlerweile war es ungefähr elf Uhr geworden, das war die rechte Zeit. Noch besann er sich, ob er irgend etwas anordnen sollte für den Fall, daß Julie wiederkehre, aber er unterließ es; er fühlte nur zu gut, daß sie nicht mehr kommen werde. So machte er sich denn auf den Weg.

Wenn er zu einem Leichenbegängniß hätte fahren müssen, seine Stimmung hätte nicht düsterer sein können. Als sein Wagen in der Halle des Schlosses hielt, kostete es ihm einige Ueberwindung, auszusteigen und mit langsam schleppenden Tritten ging er die Treppe hinauf. Er ließ sich melden und wünschte, abgewiesen zu werden; aber das geschah nicht; man brachte ihm die Nachricht, daß die Regentin ihn erwarte.

Nun raffte er sich auf und bemühte sich, eine respectvoll gleichgültige Haltung anzunehmen; sein Gesicht war, wie er sich vor einem Spiegel des Vorzimmers überzeugte, bleicher als sonst.

Die Regentin war, als Maximilian bei ihr eintrat, nicht allein; er fand sie in Gesellschaft ihres Gemahls, des Prinzen Anton; seine Verbeugung beantwortete sie mit einem kaum merk-

lichen Kopfnicken, auch des Prinzen Gruß war kalt und frostig.

Ehe Anna Karlowna anfing zu sprechen, maß sie Maximilian mit einem nichts Gutes verheißenden Blick, dann sagte sie: „Sie sind sehr kühn, Herr Graf, da Sie es wagen, nach dem, was vorgefallen ist, hier zu erscheinen!“

„Ich glaubte nur meine Pflicht zu erfüllen, Hoheit,“ antwortete Maximilian, „wie mir der Herr Großadmiral mitgetheilt hat, erwarten Sie, daß ich mich wegen meiner Entfernung persönlich rechtfertige.“

„Darum handelt es sich längst nicht mehr!“ fuhr Anna, mühsam ihren Zorn bändigend, fort: „Sie haben ein neues unerhörtes Vergehen auf sich geladen! Wo ist Fräulein von Mengden?“

„Ich weiß es nicht, Hoheit.“

„Wie? Habe ich recht gehört? Sie wissen nicht, wo Julie von Mengden, die gestern oder in dieser Nacht das Schloß heimlich verlassen hat, sich aufhält?“

„Hoheit können unmöglich bestürzter darüber sein als ich selbst; ich wiederhole und betheure noch einmal, daß mir unbekannt ist, wo die junge Dame sich befindet.“

Auf diese Worte, die Maximilian mit fester Stimme und die Regentin ruhig ansehend gesprochen hatte, entgegnete Anna nicht sofort; sie

heftete durchdringende Blicke auf ihn, als wollte sie in seiner Seele lesen; dann wendete sie sich achselzuckend an den Prinzen Anton mit der Frage: „Was sagen Sie zu diesem Leugnen, mein Gemahl?“

„Ich meine,“ erwiderte der Prinz, „daß der Graf sich wohl nicht beikommen lassen wird, uns mit Ausflüchten zu täuschen, er muß sich sagen, daß wir die Mittel besitzen, Fräulein von Mengden zu finden und sie hierher zurückzubringen.“

„Sie sind zu milde, mein Gemahl,“ fiel Anna ein, „wenn der Graf auch noch nicht erfahren haben sollte, wo die Dame ist, so trifft ihn dennoch die Verantwortung für ihre Flucht!“

„Ich begreife nicht, Hoheit,“ bemerkte Maximilian, „wie es möglich war, daß Fräulein von Mengden das Schloß verließ; wie man erzählt, hatte sie Zimmerarrest.“

„Ja,“ rief Anna heftig, „den hatte sie, und um so strafwürdiger ist ihre Entfernung!“

„Die Untersuchung darüber ist noch nicht geschlossen,“ fügte Prinz Anton hinzu, „die Soldaten, welche von gestern bis heute die Wache vor der Wohnung des Fräuleins hatten, sind sämmtlich im Gefängniß, Einer muß der Mitschuldige sein.“

„Einer von den Leuten muß geschlafen haben,“ murmelte Anna, „anstatt den Ausgang zu bewachen; sie werden Alle gestraft werden, wenn der

rechte nicht zu entdecken ist. Auch die Kammerjungfer, die nichts gesehen haben will, soll zur Verantwortung gezogen werden und Ihnen, Herr Graf, werde ich hier im Schlosse ein Quartier anweisen lassen. Dort werden Sie bleiben, bis Fräulein von Mengden gefunden ist, dann werden wir das Weitere überlegen!"

Maximilian biß sich auf die Lippen; er hatte wohl erwartet, daß die Regentin ihm hart begegnen werde, aber auf diese Wendung war er nicht gefaßt. Prinz Anton schien geneigt, für Maximilian ein Wort einzulegen, er stand auf, näherte sich Anna und flüsterte ein paar Sekunden mit ihr. Die Regentin ließ sich aber nicht von ihrem Entschlusse abbringen, sie schüttelte den Kopf und sagte laut: „Nichts mehr von Abwarten! Es bleibt dabei, ich bin es müde, überall auf Ungehorsam und freche Intriguen zu stoßen. Der Herr Graf kehrt nicht nach Hause zurück!" Hastig klingelte Anna und befahl dem eintretenden Kammerdiener, daß man einen Offizier von der Schloßwache rufen solle. Bis dieser kam wurde zwischen den drei Personen keine Sylbe mehr gesprochen; Prinz Anton ging an's Fenster und schaute, Maximilian den Rücken kehrend, hinaus, die Regentin schritt im Zimmer auf und ab, ohne Maximilian eines Blickes zu würdigen.

Als nach einigen Minuten der Offizier erschien,

befahl Anna, den Grafen Maximilian mitzunehmen und ihn in der Schloßwache in Gewahrsam zu halten. „Sie bürgen mir für den Gefangenen!“ setzte sie drohend hinzu.

Der Offizier verneigte sich, Maximilian übergab demselben seinen Degen und ließ sich fortführen.

Als die Regentin nun wieder mit ihrem Gemahl allein war, brach der Sturm, welcher ihr Inneres aufwühlte, mit verdoppelter Gewalt sich Bahn. „Unerträglich, empörend ist es!“ rief sie. „Undank, Treulosigkeit, Verrath auf allen Seiten! Der Großadmiral hat recht, er allein hat das Treiben um mich her durchschaut und erkannt und ich danke Gott, daß ich seinem Rath zu folgen bereit war! Es muß ein Ende gemacht werden, sonst sind wir keinen Tag mehr sicher!“

„Sie sehen zu schwarz,“ antwortete der Prinz, „ich will Ihre Absichten nicht durchkreuzen, aber ich möchte Sie vor jeder Uebereilung warnen. Sie werden ruhiger werden, wenn Fräulein von Mengden wieder hier ist und dann dürfte sich Alles aufklären!“

„Aufklären! Wahrlich, man sollte wähnen, es ginge Sie gar nichts an, wer die Krone dieses Reiches trägt!“

„Wenn Sie auf meine Stimme hörten, so ließen Sie ab von jeder gewaltsamen Veränderung. Was wir jetzt sind, das wissen wir —“

„Aber wie lange? Sollen wir bei jedem Unwohlsein, das unser Kind befällt, zittern vor der nächsten Stunde? Nein, nachdem ich einmal in den Abgrund geblickt habe, den Ostermann mir in schrecklicher Nähe zeigte, kann ich nicht mehr schwanken und überlegen."

„Sie wollen es, gebe Gott, daß es gut ende! Aber kommen Sie jetzt an die Wiege unseres Sohnes, vielleicht fällt beim Anblick des unschuldigen Kindes ein Strahl der Erleuchtung in Ihr Herz, vielleicht finden Sie dort den Frieden wieder."

„Ich habe noch nie einen Tag vorübergehen lassen, ohne mein Kind zu sehen!" entgegnete Anna scharf auf die letzte im Tone des Vorwurfes gemachte Bemerkung des Prinzen. „Und wenn ich mir selbst die Kaiserkrone aufsetze, wird darum mein Sohn, wenn er herangewachsen ist, weniger Rechte auf den Thron haben?"

„Lassen wir die Zukunft," murmelte der Prinz, „wenn sie sich anders gestaltet, als wir jetzt hoffen, dann werde ich es nur um Ihretwillen und um unseres Kindes willen beklagen, für mich selbst fürchte ich nichts."

„Was wir thun wollen, das ist eine heilige, ernste Pflicht, daran können und dürfen Sie nicht zweifeln!" schloß Anna, dann gab sie ihrem Gemahl den Arm und beide verließen das Gemach, um sich dorthin zu begeben, wo Prinz Iwan als

ahnungsloses Kind seinem Schicksale entgegenschlummerte.

Der Sohn der Regentin und des Prinzen Anton Ulrich war zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, kaum wenige Wochen über ein Jahr alt, dem Volke galt er als der rechtmäßige Kaiser, in dessen Namen seine Mutter einstweilen das Reich verwaltete. Damit Jedermann wisse, wer die Krone trage, waren Münzen mit dem Namen Iwan's — dieses Kaisers in Windeln — geprägt worden.

Der ganze Hofstaat des kleinen Iwan bestand aus einer Amme, einer robusten Bäuerin, und zwei Wärterinnen; ebenso bescheiden wie diese Umgebung war auch die Räumlichkeit, wo der zarte Sprößling, dem menschlicher Berechnung nach einst ein so großes Reich zufallen sollte, gehütet wurde. Iwan's Zimmer lag in demselben Stockwerk, welches die Regentin bewohnte, jedoch in einem Seitenflügel des Gebäudes, zu welchem man ebenso gut vom Schloßhofe, wie über die Haupttreppe gelangen konnte.

Anna Karlowna und ihr Gemahl hatten, indem sie ihren Sohn aufsuchten, zuerst die der Regentin zugehörenden Zimmer, dann die Gemächer des Prinzen Anton zu durchschreiten, welche sämmtlich durch Verbindungsthüren zusammenhingen. Endlich traten sie auf einen Gang, der in dem

Seitenflügel hinlief und in dessen Mitte, einer zum Hofe führenden Treppe gegenüber, eine Flügelthür Einlaß in einen großen Salon bot; an den Salon stieß Iwan's im ruhigsten Theile des Schlosses befindliches Zimmer.

Als Anna und ihr Gemahl nun hier erschienen, fanden sie nur die Amme; die letztere saß am Fenster vor einem mit Kinderwäsche bedeckten Tische; sie stützte den Kopf in die Hand, offenbar mit dem Schlafe kämpfend, der ihr die Augen zudrückte. Bei dem knarrenden Geräusch der Thür fuhr sie empor und erhob sich.

Anna, welche täglich um dieselbe Stunde ihr Kind zu besuchen pflegte, näherte sich mit dem Prinzen rasch der in der Mitte des Zimmers stehenden Wiege, über deren Kopfende eine Krone angebracht war. Iwan schlief, seine kleinen Aermchen lagen auf der Decke, sein rosig angehauchtes Gesichtchen lächelte friedlich. Nachdem sie eine Weile den Kleinen stumm betrachtet hatte, fragte sie die Amme, wie Iwan die Nacht zugebracht habe. Die Antwort lautete, er habe nur wenig geschlummert und viel geweint.

Anna nahm nun auf einem Sessel neben der Wiege Platz, ergriff sanft eine Hand des Kindes, küßte sie und behielt sie dann in der ihrigen; in tiefes Sinnen versunken beobachtete sie die kaum hörbaren Athemzüge des Kindes. Prinz Anton,

der auf der anderen Seite der Wiege stehen geblieben war, schien sehr bewegt zu sein; auf seinen Zügen lag ein Ausdruck von Trauer und Wehmuth. Nach einigen Minuten wendete er sich zur Amme und bedeutete ihr durch einen Wink, sich zu entfernen, dann, als er mit der Regentin allein war, flüsterte er: „Fühlen Sie Angesichts dieses unschuldigen Wesens nicht eine geheime Scheu, das gewagte Spiel zu vollenden, zu welchem Sie der Großadmiral und vielleicht auch der Graf Potapoff überredet haben?“

„Nein,“ entgegnete Anna, den Kopf stolz emporrichtend. „Nein, ich bin nicht hierher gekommen, um in meinem Entschlusse wankend zu werden. Im Gegentheil! Schon oft, wenn ich hier an der Wiege saß, erfüllte mich der Gedanke an die langen Jahre, die noch verstreichen müssen, bevor Iwan ein Mann sein wird, mit schwerer Besorgniß und so ist es auch heute. Soll ich nur darum einem Sohne das Leben gegeben haben, um, wenn der Himmel ihn mir nicht lassen will, namenloses Elend zu erdulden?“

„Welches Elend soll uns bedrohen?“ murmelte der Prinz. „Sind und bleiben wir nicht Fürsten?“

„Fürsten?“ erwiderte Anna bitter, indem sie die Hand des Kindes losließ. „Ja, dem Namen nach! Aber lieber wollte ich als Bettlerin geboren

sein, denn Fürstin zu heißen, ohne wirklich die Krone zu tragen!"

Jetzt lächelte Iwan im Schlaf und machte eine Bewegung mit den Aermchen, durch welche sich seine Decke ein wenig verschob; dadurch kam ein Gegenstand zum Vorschein, der seitwärts unter der letzteren lag. Es war ein Blatt grobes Papier, das Anna gleich bemerkte und an sich nahm; ein paar Worte waren in rother Schrift darauf geschrieben. Kaum hatte die Regentin einen Blick darauf geworfen, als sie erblaßte und zu zittern anfing.

„Was ist das?" fragte der Prinz. „Was haben Sie da gefunden?"

„Da!" stieß Anna heraus. „Nehmen Sie! Lesen Sie! Eine Warnung, die der Himmel selbst uns in die Hände gibt, hier an der Wiege unseres Kindes!"

Prinz Anton hatte das Blatt genommen und las das darauf Geschriebene; dann sagte er: „Ihr Erstaunen ist nur zu gerecht! Das ist ein seltsamer Vorfall! Von wem kann diese Denunciation ausgegangen sein?"

„Eine Denunciation nennen Sie das? Ich sehe eine Mahnung darin, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ist! Lesen Sie, wie lauten die Worte?"

Prinz Anton las: „Man verschwört sich zu

Gunsten der Großfürstin Elisabeth gegen die Regentin, die Gefahr ist nahe."

„Nun!" rief Anna von ihrem Sitze aufspringend. „Ist Ihr felsenfestes Vertrauen in die Zukunft jetzt erschüttert?"

„Vor Allem," antwortete der Prinz, „müssen wir doch zu erfahren suchen, wie dieses Blatt hierher kommt. Ich will die Amme rufen."

„Bleiben Sie!" fiel die Regentin ein. „Zur Untersuchung ist es noch immer Zeit. Wer sagt Ihnen, daß die Amme etwas von dem warnenden Blatte weiß? Sie hat die Nacht durchwacht, es ist also wahrscheinlich, daß sie während des Morgens dort am Tische schlief. Haben Sie nicht gesehen, wie sie bei unserem Eintritt erschreckend emportaumelte?"

„Sie meinen also, daß eine Person hier gewesen sein könne, ohne von der Amme bemerkt worden zu sein?"

„So scheint es. Nehmen wir jetzt die Amme und die beiden Wärterinnen in's Verhör, so alarmiren wir diese Leute, die Sache wird sich aussprechen und mit Blitzesschnelle werden die schlimmsten Gerüchte ihren Weg von Mund zu Mund machen. Das darf nicht sein, zuerst muß gehandelt werden; mag die Warnung kommen, von wem sie will, ich befolge sie!"

„Was wollen Sie thun?"

„Unverzüglich die Großfürstin holen lassen und sie zur Rede stellen. Ich werde ihr dieses Blatt vor die Augen halten und die Angst wird sie zum Geständniß bringen.“

„Wäre es nicht möglich, daß die Großfürstin nichts wüßte von der Verschwörung, wenn eine solche besteht?“

„Das bezweifle ich. Auf jeden Fall ist das Mittel, welches ich anwenden werde, untrüglich. Ich kenne Elisabeth; wenn ich plötzlich, ohne daß sie im Geringsten vorbereitet ist, vor sie hintrete mit drohendem Ernst, verliert sie die Fassung und gibt sich gefangen! Dann rufen Sie die Amme, aber schweigen Sie!“

Prinz Anton öffnete die Thür und sah sich nach der Amme um; diese lehnte wieder halbschlummernd auf einem Sessel. Rasch ermuntert kehrte sie in Iwan's Zimmer zurück, während Anna, welche das geheimnißvolle Blatt zu sich gesteckt hatte, sich mit ihrem Gemahl entfernte.

Auf dem Wege nach der Wohnung der Regentin verabredeten sie die nothwendigen Maßregeln; sie kamen überein, einen Wagen zur Großfürstin zu schicken und sie unter dem Vorwande, daß die Regentin ihr Schmuckgegenstände zur Auswahl vorzulegen wünsche, in das Schloß bitten zu lassen.

Diese Idee wurde mit der größten Eile in's

Werk gesetzt. Anna schrieb ein zärtliches Billet an die Großfürstin und übergab dasselbe einem Hofdiener, welcher nach kurzer Frist mit einer Equipage davonrollte.

Die Zeit, welche verstreichen mußte, ehe die Gerufene eintreffen konnte, dünkte der Regentin eine Ewigkeit. Ihre erhitzte Phantasie malte sich die unerhörtesten, die schauerlichsten Möglichkeiten aus. Bald stellte sie sich vor, daß die Verschwörung, schon völlig reif, augenblicklich losbrechen werde, Elisabeth konnte kommen, aber mit bewaffneten Schaaren, die Empörung konnte wie ein Gewitter in vernichtenden Schlägen sich entladen und sie, die Regentin, war ohne Schutz und ohne Macht zum Widerstand. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht umsichtiger gehandelt habe; sie hätte zuerst ihre getreuen Anhänger versammeln, Militär aufbieten sollen. Prinz Anton war bei weitem nicht so aufgeregt, er war überzeugt, daß ein Komplott nicht so im Handumdrehen und noch dazu am hellen Tage sie überfallen werde; er flößte Anna Ruhe und Selbstvertrauen ein und nachdem ihm das gelungen war, verließ er sie, um in einem Nebenzimmer, dessen Thür angelehnt blieb, zu warten, denn er hoffte, daß die Großfürstin eher sich offen und reuig zeigen werde, wenn sie sich der Regentin allein gegenübersähe.

Der Zufall wollte es, daß die Großfürstin einsam in ihrem Boudoir saß, als die Botschaft der Regentin anlangte; Elisabeth war, so unschuldig, ja liebevoll die Einladung lautete, einigermaßen betroffen und beunruhigt und hätte gern ablehnend geantwortet, wenn sich ihr ein haltbarer Grund dargeboten hätte. Es fiel ihr aber nichts ein und Lestocq, ihr zuverlässiger Rathgeber, war, wie sie wußte, nicht zu Hause. Zur Sicherheit schickte sie noch einmal ihre Kammerfrau Marina nach ihm; und diese erfuhr durch einen Diener — es war derselbe, welcher im Schlosse vergeblich verfolgt worden war und sich später in einer Verkleidung gerettet hatte — daß Lestocq im Laufe des Vormittags einmal zurückgekehrt sei, sich dann aber wieder entfernt habe.

Der Großfürstin blieb nun, da ein Aufschub nicht zuläßig erschien, nichts übrig, als selbst zu entscheiden und mit schwerem Herzen entschloß sie sich, dem Begehren der Regentin Folge zu leisten. Zwar fürchtete sie nicht gerade, daß man etwas gegen sie im Schilde führe, aber schon der Gedanke, der Regentin zu begegnen, verursachte ihr Beklemmungen. Ihre Besorgniß nahm zu, als sie schon in die auf sie wartende Equipage gestiegen war; es war ihr zu Muthe, als müßte sie wieder hinausspringen und sich in ihrer Wohnung einschließen, bis Lestocq käme und vielleicht hätte

sie wirklich diesen unklugen Streich gemacht, wäre nicht der Wagen schnell mit ihr davon gerollt.

Bald war sie im Schlosse und nun hieß es, sich zusammennehmen. Als sie die Stufen der Haupttreppe hinaufstieg, waren ihre Füße schwer wie Blei und ihre Kniee zitterten, ihr Gesicht aber verrieth, Dank der Verstellung, zu der sie seit Jahren gezwungen gewesen war, keine außergewöhnliche Gemüthsbewegung.

Als sie in das Zimmer der Regentin trat, erkannte sie gleich, daß etwas vorgefallen sein müsse; Anna suchte sich zwar zu beherrschen, aber der ruhigen Haltung der letzteren widersprach das Zucken der Lippen und eine nervöse Bewegung der Hände.

Elisabeth strengte sich an, so unbefangen als möglich den Dank für die neue Aufmerksamkeit der Regentin hervorzubringen, Anna fiel ihr in's Wort und sagte: „Es freut mich, Elisabeth, wenn Sie das Wohlwollen und die mütterliche Freundschaft, die ich für Sie hege, endlich zu schätzen wissen. Doch bevor wir uns zu Ihren Schmuckgegenständen wenden, müssen wir uns mit etwas Anderem beschäftigen; ich habe eine ernste Frage an Sie zu richten, Elisabeth!“

Diese Aeußerung versetzte der Großfürstin einen Stich; sie fühlte, daß eine Gefahr über ihrem Haupte schwebte und rang nach Fassung. Es

gelang ihr ohne allzugroße Verwirrung zu murmeln: „Was können Sie mich zu fragen haben, Anna Karlowna? In Ihrem Billet deuteten Sie mir nicht an, daß Sie mich um wichtiger Dinge willen rufen ließen."

„Die Umstände haben sich inzwischen geändert," fuhr die Regentin fort; dabei erhob sie sich und trat Elisabeth ganz nahe gegenüber, indem sie hinzusetzte: „Es sind Gerüchte zu meinen Ohren gedrungen, die ich Ihnen mittheilen muß. Man hat mich gewarnt vor einer verbrecherischen Unternehmung, die Sie gegen mich vorbereiten!"

Elisabeth hielt, obgleich jedes Wort sie wie ein Dolchstoß traf, ziemlich ruhig Stand, die steigende Gefahr flößte ihr einen Muth ein, über den sie nachher selbst erstaunte. „Ich verstehe Sie nicht, Anna Karlowna," entgegnete sie, „was für eine Unternehmung soll Sie bedrohen? Und wie kommen Sie dazu, gerade mich deshalb zu befragen?"

„Man spricht von einer Verschwörung, welche mich und meinen Sohn Iwan beseitigen und Ihnen, Elisabeth, zur Krone verhelfen soll!"

„Das ist Wahnsinn, Tollheit! Man muß die Leute, welche solches aufbringen, in den Kerker werfen und bestrafen!" stammelte Elisabeth und wer nicht wußte, was in ihr vorging, konnte glauben, es sei die höchste Entrüstung, welche sie beherrsche.

„Allerdings muß man das, wenn sie gelogen haben!“

„Gewiß, das haben sie! Wer sollte sich erfrechen, solche Pläne zu schmieden?“

„Pläne, bei denen Sie, Elisabeth, die Hauptrolle spielen würden!“

„Genug davon; ich weiß nichts von diesem Komplott, ich habe nie etwas davon gehört.“

„Aber sehen Sie, wie bestimmt die Angaben sind, hier habe ich ein Papier, das erst eben in meine Hände gerieth!“ Damit zog Anna die rothgeschriebene Warnung hervor und reichte sie Elisabeth hin. *)

Auch dieser Schlag übte nicht die Wirkung aus, welche Anna vielleicht erwartet hatte; Elisabeth, obwohl sie ein Gefühl hatte, als wanke der Boden unter ihr, überlas die wenigen Zeilen und gab das Blatt der Regentin zurück. Jetzt aber war es ihr unmöglich, länger die gleichgiltige Haltung zu bewahren, ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, sie schluchzte laut und unfähig ein Wort zu sprechen, ergriff sie Anna's Hände und drückte sie konvulsivisch. Es war die

*) Es mag uns gestattet sein, zu erwähnen, daß die Begebenheit mit dem roth beschriebenen Zettel, den die Regentin in der Wiege Iwan's fand, sowie das merkwürdige Verhör, welches sich für Elisabeth daran knüpfte, auf zuverlässigen historischen Daten beruhen. Anm. d. Verfassers.

Todesangst, welche sich in dieser Weise Luft machte. Mehrere Sekunden dauerte es, ehe Elisabeth im Stande war, auch nur gebrochene Sätze über die Lippen zu bringen. „Zuviel!“ stieß sie endlich mühsam hervor. „Zu viel! Schändliche, beispiellose Verleumdung! Sie können daran nicht glauben, Anna! Nein, Sie haben nie daran geglaubt. Schmach über die Verräther! Ich verlange Genugthuung! Ich bin unerhört beleidigt und gekränkt!“ Erschöpft sank Elisabeth auf einen Sessel, weinend und jammernd wie ein Kind.

In diesem Moment öffnete der Gemahl der Regentin die angelehnte Thür, hinter welcher er den Ausgang der Scene abgewartet hatte und eilte auf die Großfürstin zu, indem er Anna einen halb bittenden, halb erzürnten Blick zuwarf; er faßte Elisabeth bei der Hand und sprach ihr beruhigend zu.

Auf die Regentin, die sich für eine feine Menschenkennerin hielt, hatte Elisabeth's Zustand einen für die Unschuld der Angeklagten zeugenden Eindruck gemacht; wäre die Großfürstin hochmüthig aufgefahren, hätte sie stolz erklärt, es sei unter ihrer Würde, sich anonymen Verdächtigungen gegenüber zu rechtfertigen, dann würde Anna in ihrem Argwohn bestärkt worden sein und hätte vielleicht die Großfürstin augenblicklich ihrer Freiheit beraubt.

Aber die Thränen, welche der Todesschrecken Elisabeth erpreßte, bestachen Anna; sie war wohl noch nicht überzeugt, daß kein Komplott existire, aber sie glaubte an die Schuldlosigkeit Elisabeth's; sie hatte daher auch nichts dagegen, daß ihr Gemahl sich einmischte, sie ließ ihn seine tröstenden Zureden vollenden und sagte dann: „Es hätte mir schmerzlich wehgethan, Elisabeth, wenn Sie, deren Glück zu begründen ich im Begriffe bin, gegen das meinige und gegen die Zukunft meines Sohnes konspirirt hätten. Daß es meine Pflicht war, Sie zu befragen, daß ich die Denunciation nicht schweigend bei Seite legen konnte, begreifen Sie, ich mußte Ihnen Gelegenheit geben, Ihr Herz mir zu zeigen. Das haben Sie gethan und jeden Zweifel in mir erstickt. Kehren Sie nun gefaßt nach Hause zurück und bringen Sie heute Abend zu dem Empfang Ihre ganze Heiterkeit mit."

Elisabeth, noch immer weinend, stand auf, fiel Anna um den Hals und preßte sie an sich; auch die letztere wurde von der Rührung angesteckt und beide Frauen küßten sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder. Darauf gab der Prinz Elisabeth, welche die versprochenen Diamanten längst vergessen hatte, den Arm und geleitete sie zu dem Wagen, der sie wieder nach ihrem Palais brachte.

Wenn nun auch die Großfürstin im Stillen

dem Himmel dankte, daß sie diese Prüfung glücklich hinter sich hatte, war sie doch weit entfernt, ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen zu haben; ihren Körper durchlief ein fortwährendes Zittern, ein eiskalter Schauer schüttelte sie, alles zusammenhängende Denken hatte aufgehört. Ihre Kammerfrau, welche den Wagen hatte kommen hören, eilte ihr in die Vorhalle des Palais entgegen und führte sie in ihr Zimmer. „Ist Lestocq zu Hause?" murmelte Elisabeth. „Er soll sogleich zu mir kommen!"

Die Kammerfrau ging, während die Großfürstin sich auf den Divan warf, um nach Lestocq zu sehen. Er war noch abwesend. Elisabeth mußte daher die Last, welche auf ihr lag, noch eine Weile allein tragen. Sie war völlig muthlos und zu Boden gedrückt, sie hielt alle Pläne für entdeckt und verrathen, sie traute der Regentin nicht und meinte, diese werde, ebenso wie sie selbst sich verstellt hatte, auch ihrerseits zur List greifen, um sie sicher zu machen und sie dann um so unerwarteter niederzuschmettern.

Eine gute halbe Stunde dauerte es noch, bis Lestocq nach Hause kam und bei Elisabeth erschien. Als er den Zustand derselben sah, rief er erschreckend aus: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Was hat sich zugetragen?"

„Ach Lestocq! Mein Freund!" antwortete Eli-

sabeth, deren Thränen von neuem zu strömen begannen, „Alles ist verloren, ich bin vernichtet, retten Sie, helfen Sie! Warum waren Sie nicht hier, als mich die Regentin rufen ließ?“

„Die wichtigsten Geschäfte hielten mich vom Hause fern, Hoheit,“ entgegnete Lestocq, sich der Großfürstin gegenübersetzend. „Doch davon später. Jetzt erklären Sie mir, was Sie in so schreckliche Bestürzung versetzt?“

„Alle unsere Sorgen und Anstrengungen sind vergeblich gewesen!“ fuhr Elisabeth, nach Athem ringend, fort. „Die Regentin weiß Alles! Man hat uns verrathen!“

„Verrathen? Ist das möglich? Jetzt, fast in der letzten Stunde! Ich kann's nicht glauben!“

„Doch, doch, es ist nur zu wahr!“ murmelte Elisabeth. „Hören Sie, in welch grauenvoller Lage ich mich befand!“ Und nun erzählte sie die tragische Geschichte ihrer Zusammenkunft mit der Regentin.

Lestocq hörte aufmerksam zu, ohne die Großfürstin ein einziges Mal zu unterbrechen; er schien sich alle Einzelnheiten genau einprägen, jedes gefallene Wort sorgfältig erwägen zu wollen; als sie dann mit dem Satze schloß: „Und nun sehen Sie ein, daß Alles aus und vorbei ist,“ sagte er kopfschüttelnd: „Das ist durchaus nicht meine Ansicht, Hoheit! Im Gegentheil behaupte ich, daß

wir gerade jetzt gezwungen sind, unseren Plan auszuführen!"

„Ist das Ihr Ernst, Lestocq?"

„Vollkommen! Was gewinnen wir, wenn wir Alles aufgeben? Nichts, gar nichts! Entweder weiß die Regentin, um was es sich handelt, und dann sind wir jedenfalls verloren, wenn wir ihr nicht zuvorkommen, oder sie hat nur eine dunkle Ahnung von dem, was sich vorbereitet, dann haben wir um so weniger Grund, die Hände in den Schooß zu legen."

Diese Bemerkungen blieben nicht ohne Eindruck auf das wankende Gemüth der Großfürstin, sie fühlte, daß Lestocq richtig geurtheilt hatte, aber sie vermochte sich ihrer Hoffnungslosigkeit nicht zu entreißen. „Wer bürgt uns," fragte sie, „daß die Regentin nicht schon jetzt Maßregeln getroffen hat, um jede Unternehmung im Keime zu ersticken?"

„Dafür glaube ich bürgen zu können," fuhr Lestocq fort, „ich habe heute ebenfalls meine Erlebnisse gehabt und ein Theil derselben betrifft unsere Verschwörung. Als ich das zweite Mal das Palais verließ —"

„Das zweite Mal?" fiel Elisabeth trotz ihrer Angst neugierig werdend ein. „Was ereignete sich denn das erste Mal?"

„Lassen Sie mich jetzt nicht von Dingen spre-

chen, welche nicht mit Ihrer Sache in Zusammenhange stehen," erwiderte Lestocq, „der Augenblick erfordert, daß wir unsere ganze Seele nur auf Einen Punkt richten. Bei meinem zweiten Ausgange begegnete ich, im Begriffe, den Grafen Maximilian Ostermann aufzusuchen, dem Lieutenant Grünstein. Er hielt mich auf und theilte mir im Fluge Folgendes mit: Gestern Abend war Graf Maximilian bei ihm in der Kaserne gewesen; sie waren eben mit der Durchsicht wichtiger Papiere beschäftigt, als man an Grünstein's Thür klopfte; Graf Ostermann verbarg schnell die Dokumente, dann öffnete man und vernahm, daß Grünstein sich sofort bei seinem in die Kaserne gekommenen Oberst einfinden sollte. Grünstein, Verrath fürchtend, hieß den Grafen mit den Papieren sich entfernen und leistete dann dem Befehle Folge. Was denken Sie, daß er hören mußte?"

„Ich kann nicht denken, mein Herz klopft zum Zerspringen! Vollenden Sie, Lestocq."

„Grünstein," so sprach Lestocq weiter, „erfuhr von seinem Oberst, den wir mit gutem Grund nicht in unser Vertrauen ziehen wollten, daß es gelte, eine Anzahl Soldaten für ein Unternehmen zu gewinnen, welches zu Gunsten der Regentin nothwendig geworden sei!"

„Sehen Sie!" flüsterte Elisabeth erbleichend, „man rüstet gegen uns!"

„Man will rüsten,“ fuhr Lestocq fort, „das überrascht mich gar nicht; die Regentin streckt die Hand nach der Kaiserkrone aus, das ist klar. Natürlich blieb Grünstein nichts übrig, als sich zu Allem bereit zu erklären, hätte er im mindesten gezögert, der Oberst hätte ihn verhaften lassen. Er ging auf Alles ein und besprach die Einzelheiten des Planes, so daß der Oberst ihn befriedigt entließ. Er schlief die ganze Nacht nicht; die Kaserne durfte er nicht verlassen, das wäre zu gewagt gewesen, erst heute Morgen konnte er sich entfernen. Er eilte zum Grafen Maximilian Ostermann, um zu sehen, ob dieser der Verabredung gemäß die Papiere verbrannt habe; er fand den Grafen nicht, es hieß, derselbe sei zur Audienz bei der Regentin gefahren. Nachdem ich Alles dies von Grünstein vernommen, trennten wir uns; er kehrte in seine Kaserne zurück, ich selbst begab mich in's Schloß.“

„In's Schloß? So waren Sie wohl zu gleicher Zeit mit mir dort?“

„Das ist möglich, Hoheit. Ich machte Ihrem Verlobten, dem Prinzen Ludwig, meinen Besuch und fand ihn in höchst übler Stimmung. Die Regentin hatte ihn gestern befragt, ob er nichts gehört habe von einem vergeblich verfolgten geheimnißvollen Briefboten; er hielt sein mir gegebenes Wort und antwortete mit Nein. Heute

früh nun hatte er vernommen, daß die Hofdame Fräulein von Mengden entflohen sei —"

„Was? Julie von Mengden ist fort? Was hat das zu bedeuten?"

„Ja, Hoheit, es ist ihr gelungen, ihre Wächter zu täuschen. Doch lassen Sie mich vollenden. Prinz Ludwig bereut es nun, seine Hände bei der Sache im Spiel gehabt zu haben, er wußte, daß die Regentin außer sich sein werde, daß es Unruhe, Aerger und Verdruß geben werde, er verwünschte daher die junge Dame und ihre von ihm unterstützten Tollheiten, wie er sich ausdrückte, auf das heftigste. Ich überließ ihn seiner ungnädigen Laune und ging. Auf meinem Rückwege erfuhr ich dann, wo Graf Maximilian Ostermann geblieben sei: die Regentin hatte ihn mitten in der Audienz verhaften lassen!"

„Großer Gott!" stammelte die Großfürstin. „Das ist ja Schlag auf Schlag!"

„Diese Verhaftung," setzte Lestocq ruhig hinzu, „ist keine Gefahr für uns. Graf Maximilian ist gewiß kein Verräther und hat sich durch nichts bloßgestellt, er hat nur die Unklugheit begangen, die Regentin zu reizen, sie meint, er halte Fräulein von Mengden verborgen und läßt ihn dafür büßen. Er sitzt bis auf weiteres in der Schloßwache. Dort kann er bleiben, bis wir ihn erlösen."

„Wie sollen wir das im Stande sein!“

„Wenn Sie Kaiserin sein werden, Hoheit, werden Sie die Thür seines Gefängnisses öffnen, wenn das vorher nicht möglich ist.“

„Kaiserin!“ seufzte Elisabeth mit bewegter Stimme, „der Traum ist vorüber!“

„Nimmermehr! Er soll und muß Wirklichkeit werden.“

„Hätte ich doch Ihren Muth, Lestocq! Aber ich bin ein schwaches Weib, ich fürchte mich.“

„Das dürfen Sie nicht, Hoheit! Oder ja, Sie dürfen es, aber die rechte Furcht muß es sein, eine Furcht, welche Ihre Entschlüsse beflügelt!“ Die Großfürstin schüttelte das Haupt mit einer Bewegung der Verzweiflung.

Lestocq blickte sie ein paar Sekunden fest an, dann schob er sich auf dem Tische, an welchem er saß, von dem daliegenden Papier einen Bogen zurecht, zog einen Bleistift hervor und warf in raschen Zügen eine Zeichnung hin.

Erstaunt und verwundert schaute Elisabeth über den Tisch hinüber dem Treiben Lestocq's zu; sie konnte nicht ahnen, was er beabsichtigte und fast ungeduldig rief sie: „Was soll's mit der Kritzelei! Warum brechen Sie das Gespräch jetzt ab, wo ich Ihres Rathes mehr als je bedarf?“

„Gönnen Sie mir nur einige Augenblicke,

Hoheit," antwortete Lestocq, „und das, was hier unter meinem Griffel entsteht, wird deutlicher zu Ihnen sprechen, als wenn ich stundenlange Reden halte."

Mehrere Minuten verstrichen unter tiefem Schweigen; Elisabeth stützte den Kopf in die Hände, als wollte sie einen erlösenden Gedanken aus ihrem Gehirn hervorpressen, Lestocq fuhr in seiner sonderbaren Beschäftigung fort; düsterer Ernst lagerte auf seinen Mienen und man merkte es ihm wohl an, daß er sich die Zeit nicht mit einer müssigen Spielerei vertrieb.

„Nun!" sagte er plötzlich und so barsch, daß Elisabeth zusammenfuhr, „hier ist ein Blatt aus dem Buche unserer nächsten Zukunft, kein Spiegel kann Gegenwärtiges sicherer wiedergeben, als ich Ihnen hier vorhalte, was sich binnen kurzem ereignen muß." Dabei reichte er der Großfürstin das Papier hin. Elisabeth legte es vor sich auf den Tisch hin und starrte es an; es war in zwei Hälften abgetheilt, auf der einen Seite war eine Nonne abgebildet, daneben ein Mann auf das Rad geflochten, die andere Seite zeigte eine Fürstin auf dem Throne sitzend und an den Stufen einen mit Orden geschmückten Mann.

Lestocq trat jetzt neben die Großfürstin und murmelte, mit dem Finger auf die Nonne und den Geräderten deutend: „Morgen so — oder

(und hierbei glitt sein Finger zu dem Thron und dem Ordensritter) übermorgen so!"*)

„Sie drohen mir mit dem Kloster und sich selbst mit dem Rade!" fiel Elisabeth zusammenschauernd ein.

„Nicht ich drohe, das Schicksal oder die Regentin, wenn Sie wollen, thut es! Wählen Sie also: entweder Sie entschließen sich Kaiserin zu werden, oder man sperrt sie in ein Kloster und Ihre treuen Diener, ich natürlich zuerst, sterben durch Henkershand! Wählen Sie denn, ich harre Ihrer Entscheidung!"

„Lestocq!" hauchte die Großfürstin, „Sie schleppen mich an einen Abgrund von unermeßlicher Tiefe und heißen mich hinüberspringen!"

„Weil diesseits Sie das sichere Verderben erwartet. Danken Sie dem Glücke, welches es so gefügt hat. Es handelt sich jetzt zwischen Ihnen und der Regentin nur noch um das Zuvorkommen, die Frist des Wartens ist abgelaufen. Glauben Sie ja nicht, daß es Ihnen etwas nützen würde, auf die Gnade der Regentin zu zählen; glauben Sie ja nicht, daß man Ihnen ein Palais wie dieses lassen und zur Strafe etwa nur den

*) Auch dieser Scene liegt ein verbürgtes historisches Factum zu Grunde. Anm. d. Verfassers.

häßlichen Prinzen von Braunschweig zum Gemahl geben werde."

„Halten Sie ein!" stieß die Großfürstin heftig hervor, während ihr Gesicht sich hochroth färbte, „das wäre noch schrecklicher als das Kloster! Es sei! Ich will! Fort mit der Angst, mit dem Schrecken, Andere sollen Furcht und Zagen kennen lernen! Lassen Sie mir die Zeichnung, ich will mich daran ermuthigen, bis wir unser Werk vollendet haben!"

„Glück auf denn!" entgegnete Lestocq, „morgen Nacht wird die Arbeit gethan werden."

„Und heute?"

„Heute erscheinen wir noch bei Hofe als die ergebenen Unterthanen der Regentin — es ist das letzte Mal! Fassen Sie alle Ihre Kraft zusammen, Hoheit, und vor Allem bleiben Sie gleichgiltig, wenn Ihnen der französische Gesandte begegnet. Mich selbst bitte ich jetzt bis heute Abend zu entlassen."

„Gehen Sie, Lestocq, aber entfernen Sie sich nicht aus Ihrer Wohnung, ich werde nach Ihnen schicken, wenn ich Ihrer etwa bedürfte."

Lestocq versprach zu Hause zu bleiben und ging. Elisabeth verweilte noch einige Zeit allein in ihrem Zimmer, dann rief sie ihre Kammerfrau Marina, um Anordnungen für den Besuch am Hofe zu treffen. — —

* *
*

Wir begeben uns jetzt aus dem Palais der Großfürstin unter das bescheidene Dach des Tischlermeisters Halling. Unser Freund war nach einer fast schlaflosen Nacht am Morgen dieses ereignißvollen Tages mit schwerbeladenem Herzen an seine Arbeit gegangen. Das entsetzliche Bewußtsein, daß er in den Händen Gregor's eine so gefährliche Waffe lassen mußte, drückte ihn zu Boden, seine Glieder waren wie gelähmt, er griff bald dieses, bald jenes an, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, etwas vorwärts zu bringen.

Als letzter der Gesellen erschien Gregor in der Werkstätte; es lag ein herausfordernder Trotz in seiner Haltung, aus seinen gewöhnlich verdrießlichen Zügen leuchtete eine boshafte Freude; den übrigen Arbeitern mochte dieses Wesen auffallen, jedoch äußerte keiner etwas. Auch Halling, der sonst nicht zögerte, Gregor zu ermahnen, wenn er sich ungehörig benahm, sagte nichts, obwohl er heute mehr als je Veranlassung zum Tadel gehabt hätte. Er grübelte über seine peinliche Lage und suchte nach einem Ausweg; lange konnte dieser Zustand auf keinen Fall dauern. Er nahm sich vor, Gregor, sobald er ihn allein hatte, noch einmal vernünftig zuzureden, um unter billigen Bedingungen den gefährlichen Zettel zu erkaufen.

Es mochte bereits gegen Mittag sein, als sich die Thür der Werkstatt aufthat und eine bäurisch

gekleidete Frau erschien, die nach Halling fragte. Nachdem der letztere sich zu erkennen gegeben hatte, bat ihn die Bäuerin um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Halling, betroffen über dieses Verlangen, führte sie in sein Zimmer und machte die Thür hinter sich zu. Sobald Beide verschwunden waren, warf Gregor sein Werkzeug hin, setzte sich auf eine Hobelbank, steckte die Hände in die Taschen und begann, während er kein Auge von der Thür verwendete, leise zwischen den Lippen zu pfeifen. Es war nicht zu bezweifeln, daß ihn der Besuch in hohem Grade aufregte.

Wenige Minuten nur verflossen, bis die Bäuerin wiederkam; Halling begleitete sie durch die Werkstatt, ohne etwas mit ihr zu sprechen. Gregor, der seinen Meister scharf beobachtete, entdeckte an ihm die unverkennbaren Zeichen lebhafter Gemüthsbewegung; Halling's Gesicht strahlte eine innere Glückseligkeit aus, seine Augen leuchteten; was aber Gregor am meisten auffiel, das war ein Ring, den Halling an einem Finger seiner linken Hand trug. Gregor wußte gewiß, daß sein Meister früher niemals etwas Aehnliches getragen hatte, er mußte den Reif soeben erhalten haben.

Es war die Stunde, zu welcher die Gesellen gewöhnlich ihre Arbeit des Essens wegen unterbrachen. Gregor konnte daher, ohne daß es befremdend gewesen wäre, sich wohl für kurze Zeit

entfernen. Diesen Umstand benutzte er, indem er fast unmittelbar hinter der Bäuerin die Werkstatt verließ. Auf der Straße angelangt, sah er die Frau in nicht allzugroßem Abstand langsam fortwandern; er berechnete, daß er ihr, wenn sie nicht ganz in der Nähe in ein Haus ging, durch eine Nebengasse nachkommen könne und schlug daher eine scheinbar entgegengesetzte Richtung ein. Als er die nächste Ecke erreicht hatte, eilte er vorwärts, so rasch ihn seine Füße trugen und es dauerte nicht lange, bis er sich wieder auf demselben Wege mit der Bäuerin befand. Jetzt hätte er sie leicht einholen können, aber er dachte nicht daran; was hätte ihm das auch genützt? Seine Fragen hätte sie sicherlich unbeantwortet gelassen, aber sie konnte ihn nicht hindern, ihr zu folgen und sich so zu überzeugen, ob der Verdacht, der beim Anblick des Ringes in ihm aufgestiegen war, sich begründen ließ.

Gregor's Herz pochte gewaltig, finstere Leidenschaften wühlten in dem Schmutz und Schlamm seiner niedrigen Seele; wohl hatte er eine Ahnung davon, daß sein Treiben böse war, aber das Gefühl seiner List und Verschlagenheit und zugleich die Verlockung, dem Meister seine Macht zu zeigen, triumphirten in ihm.

Noch ehe die Bäuerin, der er nachschlich, ihr Ziel erreicht hatte, konnte Gregor aus dem Wege,

den sie innehielt, einen fast untrüglichen Schluß ziehen und je mehr seine Vermuthungen sich bestätigten, desto weniger blieb er Herr seiner selbst.

Sieh da, der entscheidende Moment war gekommen. Dort lag das Haus des Goldschmieds Kerner. Richtig, die Bäuerin machte eine Wendung und lenkte ihre Schritte dorthin. Und als ob das Schicksal recht absichtlich es gefügt hätte, daß kein Zweifel mehr sein könne, öffnete sich nun die Thür des Ladens, zwei Personen, die dort einen Handel abgeschlossen haben mochten, traten heraus und hinter diesen gewahrte man Kathinka. Die Züge des schönen Mädchens waren für Gregor noch nicht deutlich zu unterscheiden, aber der Anblick der Gestalt genügte, um in ihm die Wuth eines wilden Thieres zu entfesseln, dem man seine Beute entreißt.

Kathinka wollte die Ladenthür wieder schließen, da wurde sie der Bäuerin ansichtig; wartend blieb sie auf der Schwelle und als die Frau herangekommen war, streckte Kathinka ihr lebhaft die Hand entgegen. Gleich darauf hatten Beide sich in das Innere zurückgezogen.

Gregor machte Halt; er wußte genug. Seine Lippen zuckten, er war bleich, seine Augen funkelten. „Gut, gut!“ murmelte er. „Der verliebte Deutsche spottet meiner Kunst und wähnt, allen meinen Anstrengungen zum Trotz das Mäd-

chen zu erlangen. Er soll's nicht! Weiß der Teufel, wie es zugeht, daß er sich wieder mit ihr verständigt hat, aber ich will es ihm versalzen! Wer weiß, ob nicht hinter der geheimnißvollen Botschaft die Einladung zu einem Stelldichein steckte? Nur Geduld, Ihr sollt mir nicht zu einander kommen, ich werde Euch eine Ueberraschung bereiten, daß Euch die Lust zum Küssen für immer vergehen soll. Heute noch, jetzt gleich!" Dabei schlug er mit der Faust an seine Brust, wo er das in dem Brode gefundene Papierstückchen trug und kehrte schleunig um, machte sich aber nicht direkt auf den Heimweg. — — —

Halling hatte, nachdem die Gesellen sämmtlich fortgegangen waren, sich ebenfalls in sein Zimmer zurückgezogen, wo ihm sein bescheidenes Mittagsmahl aufgetragen wurde. Während er in der letzten Zeit oft im Kummer die leiblichen Bedürfnisse vergessen hatte, war es jetzt die Freude, welche ihn von dem Gedanken an Speise und Trank abzog. Das wiedergewonnene Liebesglück machte seine Pulse fieberhaft klopfen, er war kaum im Stande, ruhig sitzen zu bleiben, jede Minute sprang er auf und durchmaß den engen Raum mit hastigen Schritten, dann setzte er sich wieder, aber anstatt zu essen, betrachtete er den Ring, den er am Finger trug und bedeckte ihn mit Küssen. So war denn endlich Alles klar zwischen ihm und

Kathinka, sie gehörte ihm wieder, sie hing wieder an ihm mit der ganzen Glut einer unzerstörbaren Neigung. Und er sollte sie sehen, bald, noch heute Abend, so hatte sie ihm durch die treue Botin, die sich ihm als Kathinka's Amme vorgestellt, sagen lassen, indem sie ihm als Zeichen der unverbrüchlichen Treue einen goldenen Reif übersendete.

Wo gab es in der weiten Welt einen Menschen, der sich jetzt mit Halling vergleichen konnte! Seine Seligkeit war so voll, so groß, daß er gegen alles Unglück gewappnet zu sein glaubte. Wenn die Erinnerung an Gregor ihm drohend vor die Seele treten wollte, scheuchte er den schwarzen Schatten hinweg; er wollte nicht mehr verzagen und verzweifeln.

So hatte er eine gute Weile verbracht, als ihn das Geräusch der aufgehenden Thür erschreckte. Gregor war da.

„Was willst Du hier?“ rief Halling dem Eintretenden entgegen.

Gregor grüßte höhnisch, dann antwortete er, sich dicht vor Halling hinpflanzend: „O, es ist nur eine Kleinigkeit, ich werde Euch nicht lange stören.“

„So mach rasch, ich bin nicht in der Laune, mich mit Dir einzulassen.“

„Glaub's wohl, Meister!“ murmelte Gregor, den Blick auf den Ring an Halling's Finger hef-

tend. „Glaub's wohl; indeß ein paar Minuten werdet Ihr für mich übrig haben. Seht, mir scheint die Stunde günstig, um die Kraft meines Talisman's an Euch zu erproben. Ihr sollt mir erzählen von der zarten Botschaft, die Euch das Bauernweib brachte nebst dem Ringlein —"

„Unverschämter!" fiel Halling ein. „Schweig und packe Dich!"

„Nur immer zu! Wollt Ihr mich nicht gleich hinauswerfen? Der Trotz steht Euch nicht gut an, da Ihr doch wißt, daß Ihr ganz in meine Hände gegeben seid."

Halling ballte außer sich vor Zorn die Hände, während Gregor achselzuckend hinzusetzte: „Bildet Ihr Euch wirklich ein, daß ich, im Besitze eines so kostbaren Schatzes, mit mir spielen ließe? Da kennt Ihr mich schlecht."

„Nein, ich kenne Dich!" fuhr Halling auf. „Ich weiß, daß Du zu Allem fähig bist, aber ich will verdammt sein, wenn ich mich Deiner Tyrannei unterwerfe!"

„Dazu kann Rath werden, Meister. Hört mich übrigens erst an, denn wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Wollt Ihr mir mittheilen, was die Bäuerin Euch sagte? Wollt Ihr mir, falls sie Euch zu einem Stelldichein berief, den Ort entdecken und wollt Ihr —"

„Und was denn noch?" knirschte Halling, sich

langsam emporrichtend. „Bist Du so wahnsinnig, mich zum Aeußersten zu treiben? Sieh Dich vor, Elender!“

„Seht Ihr Euch vor!“ schrie Gregor; „an Euch ist's, besorgt zu sein! Kurz und gut, wollt Ihr Euere Absichten auf Kathinka aufgeben oder nicht?“

„Hinaus!“ rief Halling, die Thür zur Werkstatt aufreißend, wo die Gesellen bereits wieder versammelt waren, „an Deine Arbeit!“

„Gleich!“ flüsterte Gregor. „Gleich, vorher noch ein Wort, mein letztes! Ihr seid verloren, denn ich war beim Polizeimeister, schon sind seine Häscher unterwegs, um Euch zu holen und Euch in den Sack*) zu werfen, wo Euch die Liebeskrankheit vergehen wird. Wollt Ihr Kathinka entsagen und ich lasse Euch entfliehen!“

„Schurke!“ keuchte Halling, „hast Du wirklich diesen Bubenstreich begangen?“

„Warum nicht! Nur geschwind, in wenigen Minuten kann Euch jeder Ausweg abgeschnitten sein. Wollt Ihr einen Eid leisten, daß Ihr Kathinka fahren laßt?“

„Das meine Antwort!“ rief Halling, packte Gregor vor der Brust und schleuderte ihn gegen den Thürpfosten.

---

*) Finsteres Gemach im Polizeihaus.

Gregor stieß einen Schrei aus und taumelte zu Boden, mit Katzenbehendigkeit raffte er sich wieder auf und stellte sich an die Schwelle; er zitterte vor Grimm, indem er stammelte: „Das sollt Ihr mir bezahlen! Ich selbst werde Euch ausliefern; versucht's zu entkommen, ich hänge mich an Euch und lärme die ganze Straße zusammen!“

Die Gesellen, anfangs erschrocken zaudernd, waren näher gekommen, sie machten Miene, sich zwischen Gregor und Halling zu werfen.

„Laßt es gut sein!“ murmelte Halling, nach Athem ringend, „ich will mit diesem Burschen schon allein fertig werden!“ Und abermals streckte er die Hand aus, um Gregor zu fassen. Dieser wich vorsichtig zurück, während er zugleich einen Blick nach links durch ein Fenster auf die Gasse warf. Ein Blick satanischer Freude fuhr über sein häßliches Antlitz. „Ha!“ rief er, „sie kommen schon, es ist zu spät!“

Halling hatte sich nach der bezeichneten Richtung gedreht und erkannt, daß Gregor die entsetzliche Wahrheit ausgesprochen hatte, vier Männer von unheilverkündendem Aeußern kamen über die Gasse auf das Haus zu; niedergeschmettert von dieser grauenhaften Gewißheit drückte Halling erbebend die Hände vor das Gesicht.

„Die Budotschniks*) kommen zu uns!“ riefen die Gesellen, scheu an ihre Arbeit flüchtend.

Nach wenigen Sekunden, die unter düsterem Schweigen verstrichen, wurde die Thür der Werkstatt aufgerissen und die Häscher erschienen. Einer von ihnen rief den Namen Halling's.

„Dort steht er!“ beeilte sich Gregor zu antworten, während er grinsend auf seinen todtesbleichen Meister deutete.

Augenblicklich war Halling umringt, man bemächtigte sich seiner und rohe Fäuste stießen ihn dem Ausgange zu.

* *
*

Es war neun Uhr Abends. Die Prunkgemächer der Regentin strahlten im hellsten Kerzenschimmer und eine glänzende Gesellschaft wogte in den Räumen. Das plauderte, scherzte, spottete und lachte, als ob Alles in der schönsten und gesichertsten Ordnung wäre, als ob Alles von Friede, Harmonie und gegenseitigem Wohlwollen überflösse. Und doch waren viele von den Personen, die da in prunkenden Gewändern herumstolzirten, voll Sorge und Angst, doch klopfte manches Herz in der besternten Uniform, sowie im üppigen Ballkleide, doch zuckten heimlich die Lippen, die zu

---

*) Polizeidiener niedrigster Stufe.

höfischem Gruße und zu traulichem Geflüster sich kräuselten, und hier und da hätte ein eingeweihter Beobachter ein flüchtiges Stirnrunzeln, einen bohrenden Blick erhaschen können, die verrathen haben würden, daß nicht Alles so glatt sei, wie die gleißende Oberfläche beweisen wollte.

Die Großfürstin Elisabeth war in Begleitung Lestocq's erschienen; sie sah sehr schön aus, so schön, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn man sie allgemein als Königin des Festes begrüßt hätte, was natürlich wegen der Etiquette nicht anging. Als man die Großfürstin meldete, war die Regentin ihr am Arm ihres Gemahls bis an die Schwelle des ersten Saales entgegen gegangen. Wie hatten sich die beiden Frauen geküßt! Zärtlicher und inniger konnten sich zwei Schwestern nach langer Trennung nicht umarmen. Der ganze Hof mußte seine Freude an dieser Herzlichkeit haben.

Dann war auch der Prinz Ludwig herzugekommen, um seiner zukünftigen Gemahlin seine Verehrung zu bezeigen; er war in seiner besten Laune und that seiner inneren Befriedigung keinen Zwang an, was ihn freilich nicht hübscher machte; im Gegentheil war er vielleicht noch nie so häßlich gewesen, als eben jetzt, wo er die reizende Elisabeth im Triumph durch die Versammlung führte.

Auch der französische Gesandte, Marquis de

la Chétardie, war schon eingetroffen und diesmal in Begleitung der Marquise; die letztere mußte sich gewaltigen Zwang anthun, um sich unbefangen zu bewegen; das Ausbleiben Maximilian's, den sie auch vergebens auf dem Feste suchte, erfüllte sie mit peinlicher Besorgniß, aber sie war eine Dame der großen Welt und wußte sich, wenn die Umstände es erheischten, vollkommen zu beherrschen.

Selbstverständlich ermangelten die sämmtlichen Gesandten der auswärtigen Mächte nicht, den Empfang durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; unter denselben war der sächsische Diplomat Graf Lynar und der Vertreter Oesterreichs, Marquis Botta, gleich zu Anfang in ein eifriges Gespräch mit dem Großadmiral Ostermann verwickelt, der das ernsteste Gesicht der ganzen Gesellschaft zur Schau trug, was bei ihm, der selten lachte, gerade nicht auffiel. Ostermann hatte durch die Regentin die Verhaftung seines Neffen, des Grafen Maximilian, erfahren; er war erschrocken, konnte aber nicht anders als der Regentin Recht geben und gestand, daß er sich gezwungen sehe, von dem leichtfertigen jungen Manne seine Hand gänzlich abzuziehen.

Mit ungewöhnlicher Lebendigkeit durchkreuzte Graf Potapoff die Gruppen der Damen und Herren, man sah ihn mehrfach mit höheren Offizieren, die in großer Anzahl dort waren, Unterredungen

pflegen, ohne daß man indessen aus seiner Haltung hätte schließen können, daß es sich um andere als höchst gleichgiltige Dinge handele. Unter der großen Zahl der Würdenträger bemerkte man auch den gewesenen Minister, Grafen Münnich; obwohl derselbe halb und halb mit dem Hofe schmollte, hatte er doch diese Gelegenheit benutzen wollen, um seine Ergebenheit für die Regentin an den Tag zu legen.

Wir haben gesagt, daß Lestocq mit der Großfürstin Elisabeth sich eingefunden hatte; sobald diese von der Regentin in Beschlag genommen war, hatte er sich seitwärts gewendet und einen Platz gesucht, wo er ruhiger und ohne von dem Gewühl allzusehr belästigt zu werden, sich mit seinen Gedanken beschäftigen konnte, und zu denken gab es für ihn mehr als genug. Nach längerem Herumwandern in verschiedenen Richtungen legte er sich in der Nähe des Buffets vor Anker, welches in einem kleinen Saale mitten unter duftigen Blumen aufgestellt war. Hier war das Gedränge weniger groß und die Hitze nicht allzu drückend; die Gäste gingen nur ab und zu, ohne dauernd zu verweilen.

Lestocq genoß einige Erfrischungen und setzte sich dann auf ein Tabouret, so daß er durch die naheliegende Flügelthür ziemlich weit in das bunte Gewimmel hineinschauen konnte. Den französi-

schen Gesandten hatte sein scharfer Blick schon längst entdeckt, aber er hatte sich wohl gehütet, an denselben in auffallender Weise heranzutreten; er wußte, daß der Marquis schon den rechten Moment zur Begegnung ergreifen würde. Seine Phantasie malte sich in glühenden Farben die nächste Zukunft aus. Er rief die Bilder hervor, die jetzt noch wesenlos in seinem Geiste schlummerten, um bald, noch ehe eine dritte Nacht über Petersburg sich herabgesenkt hatte, zur herrschenden Wirklichkeit zu werden.

„Ist es doch wie ein Traum," dachte er bei sich, „was da herumgaukelt! Ein Tanz von Masken oder von Gespenstern, die in der Leere auf und nieder schwanken. Alles Schein und Trug, ein Schattenleben. Was ist der Hof? Was ist die Regentin? Ein erlöschendes Licht, nur noch ein einziger Windhauch und es wird Nacht um sie her; aber eine Nacht, aus der neues Licht und wirkliches Leben geboren werden sollen! Wie der Zauberer im Märchen ein Schloß, das seine Zinnen hoch in die Wolken reckt, verschwinden läßt, also wird alle diese Herrlichkeit im Nu dahinsinken, als wenn sie nie gewesen wäre. Und schon flattern die Geister um den Bau, den sie hinwegtragen werden, wenn das Wort des Meisters es gebietet!"

„Guten Abend, Herr Lestocq!" ertönte plötzlich

die Stimme des Marquis de la Chétardie, der lächelnd und harmlos wie ein nur für das Vergnügen existirender Genußmensch durch ein Portal, dem Lestocq den Rücken zukehrte, näher getreten war.

„Guten Abend, Herr Marquis!" antwortete Lestocq aufstehend und sich mit Formalität verneigend.

„Sie haben sich ein hübsches Plätzchen erobert," fuhr der Marquis in gleichgiltigem Tone fort, denn in geringer Entfernung hielten sich mehrere Personen auf, die gut hören konnten, was die Beiden sprachen.

„Mir gefällt's hier," erwiderte Lestocq, „ich bin zu wenig Hofmann, das glänzende Gewühl betäubt und erhitzt mich und regt mir die Nerven auf."

„Das giebt sich mit der Zeit, man härtet sich ab, man hört und sieht, ohne sich dadurch aus dem Gleichgewichte bringen zu lassen. Und übrigens kenne ich ein vortreffliches Mittel, um den Kopf leicht und frisch zu erhalten." Bei diesen Worten zog der Marquis eine goldene mit Diamanten besetzte Dose heraus und drehte sie ein paar Mal hin und her; dabei ließ er einen Blick auf Lestocq fallen, der, so flüchtig er auch gewesen war, diesen wie ein Blitz traf. Lestocq ließ die Dose nicht wieder aus den Augen.

„Ah," sagte der Marquis, den Deckel mit den funkelnden Diamanten ein wenig öffnend und die Spitzen seiner weißen Finger in das Innere tauchend, „ich habe nie begreifen können, daß Fürsten, wie der verstorbene Preußenkönig und der jetzige König von Polen und der Kurfürst von Sachsen ihren Völkern mit so schlechtem Beispiele vorangehen und sich in einer von Tabaksqualm erfüllten Atmosphäre vergraben mögen; das Tabakrauchen sollte man den Wilden überlassen, von denen diese Unsitte zu uns nach Europa gekommen ist." Hierauf zog er seine zwei Finger, zwischen denen er eine kleine Quantität des braunen Staubes hielt, aus der Dose und näherte sie mit anmuthiger Armbewegung seiner Nase, indem er zugleich Miene machte, Lestocq die Dose zu präsentiren.

Gerade jetzt aber trat eine dritte Person herzu, der Großadmiral Ostermann; war es Zufall, daß er dorthin gerieth, oder hatte er den Marquis und Lestocq von ferne zusammenstehen sehen und beschlossen, ihr Gespräch, wenn es ein vertrauliches war, zu stören — genug, er nahm, nachdem er gegrüßt hatte, eine Haltung an, die erkennen ließ, daß er nicht sobald wieder den Rückzug einschlagen werde.

Der Marquis hatte den Deckel seiner Dose sanft wieder geschlossen und sagte, mit der Hand

über sein Spitzenjabot streifend, zu Ostermann gewendet: „Ein gelungenes Fest! Die Regentin verdient Verwunderung für den Geschmack und den Luxus, der überall bis in das Kleinste waltet. Ich glaube nicht, daß am Hofe zu Versailles mehr Pracht und Eleganz entfaltet wird.“

„Oh, was das anbetrifft,“ entgegnete Ostermann, höflich sich verneigend, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte, „mit dem Hofe von Versailles wollen wir nordischen Barbaren nicht rivalisiren. Wir sind zufrieden, wenn unsere Gäste nicht allzu viel vermissen und sich in die Verhältnisse schicken.“

„Und ich wiederhole Ihnen, Herr Großadmiral,“ bemerkte der Marquis, scheinbar ohne auf den Stich zu achten, der in den letzten Worten für ihn enthalten war, mit seinem stets sich gleich bleibenden Ton, „daß ich mir einbilden könnte, ich wäre am Hofe meines allergnädigsten Monarchen, dessen Namenschiffer diese Dose ziert.“ Als wenn es sich von selbst verstände, reichte er nun Lestocq die Dose hin, dieser nahm sie, hob den Deckel, während er ihn betrachtete und brachte zwei Finger darunter. Sofort fühlte er, daß auf dem Tabak etwas lag; es war ein Papierschnitzelchen, das er leicht fassen und zusammenrollen konnte. Mit dieser Operation war er in ein paar Secunden fertig, indeß er mit täuschender Bewunderung

den königlichen Namenszug betrachtete; dabei fühlte er, ohne den Großadmiral anzusehen, daß derselbe ihn nicht aus dem Auge ließ.

„Herrlich! Ein königliches Geschenk!" murmelte Lestocq.

„Lassen Sie mich doch auch sehen!" fiel Ostermann, sich rasch vorbeugend, ein.

„Hier, Herr Großadmiral!" antwortete Lestocq, dessen Finger jetzt aus der Dose schlüpften, um andachtsvoll eine Prise zur Nase zu führen.

Ostermann bemächtigte sich der Dose; eine Secunde, während welcher er sie zu examiniren schien, genügte Lestocq, um seine Finger in die zweite Tasche seines Gilets gleiten zu lassen: noch ehe Ostermann die Augen wieder aufschlug, war Lestocq's Hand frei.

Der Marquis erbat sich dann seine Dose von Ostermann und forderte diesen zugleich auf, Gebrauch von dem Inhalte zu machen, was der Großadmiral dankend that; Lestocq trat ein wenig zurück, als wollte er die beiden Herren sich selbst überlassen, worauf Ostermann und der Marquis sich an das Buffet begaben.

Lestocq wendete sich darauf, die Hand in der Tasche seines Gilets, dem gesellschaftlichen Getümmel zu; er hatte keine Ruhe mehr, den Beobachter zu spielen, er suchte einen günstigen Mo-

ment, um Kenntniß zu nehmen von der Mittheilung des Marquis, da er nicht die Geduld hatte zu warten, bis er zu Hause sein würde. Während er seine Augen nach allen Seiten umherirren ließ, entdeckte er die Marquise, die neben einem Fenster mit dem österreichischen und sächsischen Gesandten plauderte. Dieser Gruppe näherte er sich und mischte sich, nachdem er die Marquise begrüßt, in das Gespräch. Die Marquise hielt einen schönen chinesischen Fächer in der Hand, diesen Umstand wollte Lestocq benutzen. Sobald die Unterhaltung eine Secunde stockte, sprach er den Wunsch aus, die Malereien auf dem Fächer betrachten zu dürfen; die Marquise gab ihm den Fächer und Lestocq breitete denselben mit der linken Hand aus, nachdem er mit der rechten das Zetelchen hervorgeholt hatte; zuvor überzeugte er sich, daß Niemand hinter ihm stand, dann warf er einen Blick auf das Stückchen Papier, das kaum so groß war wie ein Fingernagel, und las die Worte: „40,000 Franks sind flüssig. Morgen va banque!" Jetzt schoß ihm das Blut zu Kopf und es flimmerte ihm vor den Augen, während er mit verbindlichem Lobspruch den Fächer seiner Eigenthümerin wiedergab. „Eine erstickende Hitze herrscht hier im Saale," murmelte er dann, „ich glaube kaum, daß ich es noch lange ertrage!" Forts.

„Die Großfürstin denkt gewiß noch nicht daran, sich zurückzuziehen," fiel der österreichische Gesandte ein, „sehen Sie nur, wie sie vom Prinzen Ludwig okkupirt ist."

„In der That," entgegnete die Marquise, „der Prinz macht Ihrer Hoheit den Hof in der feurigsten Weise!"

Lestocq veränderte nun seine Stellung und schritt langsam einem Punkte zu, wo er von der Großfürstin bemerkt zu werden erwarten konnte.

Elisabeth, ermüdet von den Liebenswürdigkeiten ihres häßlichen Bräutigams, die sie heute über sich ergehen lassen mußte, ließ, nachdem die Regentin sich von ihrer Seite entfernt hatte, ihre Augen häufig in der Runde herumschweifen; sie hatte Lestocq, seit sie die Säle betreten, nicht mehr gesehen. Plötzlich fielen ihre Blicke auf ihn, er stand neben einem großen Spiegel, jetzt drehte er sich um, strich, ohne scheinbar nach der Großfürstin hinüberzuschauen, mit der Hand über die Stirn und fuhr dann mit den Fingern leicht über das Kinn.

Sogleich schlug Elisabeth die Augen nieder; Schreck und Freude machten sie im Innersten erbeben; ein mit Lestocq verabredetes Signal hatte ihr verkündet, wie die Dinge standen.

„Meine allergnädigste Großfürstin," wagte Prinz Ludwig mit zärtlichem Geflüster zu fra-

gen, „Sie sind zerstreut! Was geht in Ihnen vor?“

„O nein, mein Prinz!“ antwortete Elisabeth, ihre weißen Schultern zuckend, „ich wär in meinem Leben niemals weniger zerstreut als heute!“

Zehntes Capitel.

Die Schreckensnacht.

Die Nacht, welche dem Feste gehörte und der darauffolgende Tag waren vergangen und wieder war es Nacht geworden, eine finstere, von keinem freundlichen Stern erleuchtete Nacht. Schneeflocken rieselten hernieder und begannen die Stadt mit einer weißen Hülle zu decken.

Im Palais der Großfürstin herrschte die gewöhnliche Ruhe. Elisabeth hatte im Laufe des Tages zwei oder drei Unterredungen mit Lestocq gehabt, während der letzten hatte er ihr ein Packet übergeben, welches in einem Schrank in ihrem Boudoir verschlossen wurde. Bald nach Mittag hatte sich der Graf Potapoff melden lassen, um im Auftrage der Regentin Einzelnes wegen der Vermählung zu besprechen; Elisabeth hatte mit gelassener Miene zugehört und sich mit Allem einverstanden erklärt. Um acht Uhr Abends hatte sie eine Mahlzeit eingenommen und sich darauf

wieder in ihr Boudoir zurückgezogen, dessen nach dem Platze hinausliegende Fenster durch dichte Vorhänge geschlossen waren.

Eine einzige Kerze brannte auf dem Tische und in dem Halbdunkel, das kaum ihre Züge zu erkennen gestattete, schritt Elisabeth auf und ab. Einmal warf sie sich, wie von einer heftigen Bewegung überwältigt, vor einem Muttergottesbild auf die Kniee und faltete die Hände; ihre Lippen schienen ein heißes Gebet zu murmeln. Dann stand sie wieder auf und setzte ihre Wanderung fort.

Neun Uhr mochte es schon vorüber sein, als an ihre Thür geklopft wurde; sie hatte kaum die Kraft, dem Besucher zuzurufen, daß er eintrete.

Der Kommende war Lestocq. Er ging rasch auf Elisabeth zu und küßte ihr die Hand. „Hoheit," sagte er, „Ihre Hand ist kalt und zittert, jetzt gilt es fest zu sein, als wären Sie ein Mann."

„Ich bin fest," murmelte Elisabeth, den Kopf in die Höhe richtend, „nur das Warten erschlafft mich, ich zähle die Minuten. Wie steht's?"

„Alles ist bereit!" antwortete Lestocq. „Kurz nach zehn Uhr werden wir aufbrechen; gingen wir früher an's Werk, dann müßten wir fürchten, die Regentin und deren Gemahl noch wach zu finden und ein zufälliger Alarm könnte Alles verderben. Uebrigens wird man sich im Schlosse, ermüdet vom Feste, heute früh zu Bett begeben."

„Der Marquis wird uns nicht begleiten?"

„Nein, Hoheit, das wäre unnütz und unklug. Der Marquis hat, indem er uns mit Rath unterstützte und das Geld schaffte, das Seinige gethan. Von der Summe, welche er uns zur Verfügung stellte, ist heute nur ein Theil gebraucht worden, da es dem Lieutenant Grünstein nicht möglich gewesen wäre, ohne Aufsehen zu erregen, eine so große Last im Laufe weniger Stunden in die Kaserne zu schaffen. Was er auf zwei Gängen mit sich nehmen konnte, wird wahrscheinlich eben jetzt den Soldaten eingehändigt; das Uebrige wird man später vertheilen."

„Weiß man in der Kaserne, daß diese Nacht zur Ausführung des Planes bestimmt ist?"

„Nur Wenige wissen es, Hoheit; die Parole wird erst gegeben werden, wenn wir dort sind."

„Wie werden wir es mit den Verhaftungen halten?"

„Wenn wir von der Kaserne nach dem Schlosse aufbrechen, werden zugleich Abtheilungen nach dem Hause des Großadmirals Ostermann und der Grafen Münnich und Potapoff entsendet werden."

„Potapoff! Der Einzige macht mir Sorge."

„Warum, Hoheit?"

„Von seiner Wohnung aus kann er mein Palais beobachten; wie, wenn er den Wagen von hier fortfahren hörend, Argwohn schöpfte?"

„Was thut das? Er könnte uns keine Hindernisse mehr bereiten!“

„Der Umstand, daß so spät ein Wagen von hier fortfährt, muß ihm auffallen,“ setzte Elisabeth erregt hinzu, „er ist zu mißtrauisch, um die Sache leicht zu nehmen. Er könnte uns nacheilen zur Kaserne, er könnte uns im Schlosse zuvorkommen und die Regentin aufschrecken!“

„Dem müssen wir vorbeugen!“ antwortete Lestocq. „Lassen Sie mich nachsinnen, Hoheit, wie wir ihn unschädlich machen.“

„Ich sehe kein Mittel,“ sagte Elisabeth ängstlich, „wir können ihn doch nicht festnehmen, ehe wir in die Kaserne eilen, er hat eine zahlreiche Dienerschaft, ohne Soldaten ist da nichts zu machen. Sollen wir uns zu Fuß aus dem Hause schleichen? Das wage ich nicht; wer weiß, ob nicht Spione auf der Lauer sind?“

In diesem Moment wurden in dem an das Boudoir stoßenden Gemach Stimmen laut; die Großfürstin fuhr zusammen, Lestocq, ebenfalls betroffen, öffnete rasch die Thür, um die Ursache des unerwarteten Geräusches zu erkunden. Er erkannte Marina, die Kammerfrau Elisabeth's, sie näherte sich in Begleitung einer andern weiblichen Gestalt.

„Wer ist da?“ rief Elisabeth, die neben Lestocq hin einen Blick in das Zimmer geworfen hatte.

Ohne zu antworten stürzte die Begleiterin Marina's vorwärts, drängte sich an Lestocq vorüber und warf sich der Großfürstin zu Füßen, ihre Hände ergreifend, und sie küssend, indem sie in schluchzendem Tone rief: „Ich bin Paulowna! Gott sei Dank, Ihr lebt, Ihr seid noch in Freiheit!“

„Herr des Himmels, Paulowna, Du bist's!“ stammelte Elisabeth. „Wie hast Du mich erschreckt! Und in welchem Zustande befindest Du Dich?“ Damit hob sie das knieende Mädchen auf und nahm die Kerze, um die Gestalt zu beleuchten. Paulowna's Kleider waren feucht und in Unordnung, ihre Schuhe schienen zerrissen, die Haare hingen ihr wild in das bleiche Gesicht.

„Woher kommst Du, Paulowna?“ fragte Elisabeth erschüttert weiter. „Was willst Du bei mir? Du wankst, komm, setze Dich.“

„Euch wollte ich sehen und warnen!“ entgegnete Paulowna, sich auf einen Sessel gleiten lassend und ihr Haar zurückstreichend, „den ganzen Tag bin ich gewandert, lange, ehe der Morgen anbrach, machte ich mich auf; man hatte mich auf ein Gut des Grafen Potapoff gebracht, weil man fürchtete, ich könnte Euch eine Verschwörung verrathen; die Regentin soll Kaiserin werden, so haben sie es beschlossen, ich selbst habe es durch Zufall gehört!“

„Sehen Sie, Hoheit," warf Lestocq ein, „daß wir keine Zeit mehr zu verlieren hatten."

„Lassen Sie die Arme weiter reden," murmelte Elisabeth, „vielleicht hat ein gnädiges Schicksal sie gesandt!"

„Ich hatte schon einen Versuch gemacht, eine Warnung an Euch gelangen zu lassen," fuhr Paulowna fort, „aber wie es scheint vergeblich, wenn Ihr von der Verschwörung noch nichts wißt! Die Angst um Euch brachte mich zur Verzweiflung, mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich her, ich schlief nicht bei Nacht, mir war's, als sähe ich Euch in Noth und Gefahr. Man hatte mich eingeschlossen in eine Kammer; ich zerschnitt mein Bett und kletterte mit Hilfe der Streifen aus dem Fenster; dann wanderte ich fort, so schnell meine Füße mich tragen wollten —"

„Treue Seele!" unterbrach die Großfürstin Paulowna und küßte sie auf die Stirne. „Das werde ich Dir nie vergessen, wenn auch Deine Warnung nicht mehr nöthig ist, denn noch in dieser Nacht werde ich über meine Feinde triumphiren!"

„Ist es wahr!" jubelte Paulowna. „Soll ich es erleben, daß Ihr frei und mächtig sein werdet!"

„Du sollst es! Bald werde ich mich von hier entfernen, um diese Räume nie mehr als Großfürstin zu betreten."

„Und was wird aus dem Grafen Potapoff werden?“ rief Paulowna.

„Er wird das Schicksal meiner Gegner theilen. In demselben Augenblicke, in welchem Du erschienst, wurde hier berathen, wie wir uns seiner bemächtigen könnten.“

„Und was habt Ihr über ihn beschlossen?“

„Noch nichts!“ versetzte hier Lestocq. „Die Schwierigkeit besteht darin, daß wir, von hier aufbrechend, ihn sich selbst überlassen müssen, bis wir sein Haus durch Soldaten umstellen können.“

„Sich selbst überlassen?“ rief Paulowna, „das ist vielleicht gefährlich? Nein, dann sollt Ihr es nicht; ich bin da, übergebt ihn mir und Ihr seid sicher!“

„Ist das Dein Ernst?“ fragte die Großfürstin. „Ermattet und erschöpft von dem weiten Marsche willst Du Dich zu Deinem Peiniger wagen?“

„Ich fürchte ihn nicht, ich weiß ihn zu behandeln,“ betheuerte Paulowna, „gebt mir nur etwas Speise, daß ich mich stärken kann, dann suche ich den Grafen auf und ich stehe dafür, daß er sein Zimmer nicht verläßt, bevor die Soldaten kommen, ihn abzuholen.“

„Das müssen wir annehmen!“ flüsterte Lestocq der Großfürstin zu.

„Wohlan, es sei!“ bemerkte Elisabeth. „Erfülle Dein Versprechen, Paulowna, und Du sollst zu-

frieden sein mit meinem Danke!“ Zugleich befahl sie Marina, daß sie für Paulowna's Erquickung Sorge trage; noch einmal küßte sie das Mädchen auf die Stirn und empfahl ihr Eile.

„In zehn Minuten bin ich drüben,“ versicherte Paulowna, „aber ich habe noch eine Bitte: gebt mir den hübschen Dolch, der dort auf dem Tischchen unter dem Spiegel liegt.“

„Wozu, mein Kind? Was willst Du damit?“

„Es ist gut für alle Fälle, wenn ich nicht wehrlos bin!“

„Hier, Du sollst Deinen Willen haben,“ schloß Elisabeth, die zierliche Waffe ergreifend und sie Paulowna hinreichend. Die letztere verbarg den Dolch in ihren Kleidern und entfernte sich mit Marina.

Lestocq, mit der Großfürstin allein geblieben, sagte: „Ich glaube, das Mädchen kam zur rechten Zeit, der Gedanke an Potapoff machte mir Sorge. Nun aber, Hoheit, sollten Sie nicht länger mit Ihrer Toilette zögern.“

„Keinen Augenblick will ich mehr verlieren,“ antwortete Elisabeth, einen Schrank öffnend und das vorhin erwähnte Packet herausholend. Als sie es öffnete, zeigte sich, daß eine vollständige Generalsuniform, den Degen inbegriffen, darin enthalten war; sie breitete die einzelnen Stücke auf dem Divan aus, indem sie flüsterte: „Mein

Herz wird muthiger schlagen, wenn ich dieses kriegerische Gewand angelegt haben werde; Marina soll mir dabei behilflich sein."

„Die Begeisterung der Soldaten wird sich verdoppeln, wenn sie ihre Fürstin in diesem Anzuge sehen! Ich gehe jetzt, Hoheit, und lasse den Wagen anspannen. Bald komme ich wieder und führe Sie zum Siege, zum Triumphe!" Nach diesen Worten verabschiedete sich Lestocq von der Großfürstin, die ihn mit einem krampfhaften Händedruck entließ. Paulowna hatte indessen mit Marina deren Zimmer aufgesucht und hier genoß sie in der Nähe eines erwärmenden Feuers etwas von den Speisen, die ihr vorgesetzt wurden. Sie sprach nichts dabei, ernst sah sie vor sich nieder, während Marina sie bediente. Noch war die festgesetzte Zeit nicht verstrichen, als sie aufstand und mit den Worten: „Ich danke Euch, Marina, lebt wohl!" davon eilte. Wie ein flüchtiger Schatten schlüpfte sie über den Gang und die Treppe und glitt über den finstern Platz hinüber; im Hause des Grafen begegnete ihr Niemand, unangefochten gelangte sie bis an die Thür seines Zimmers, welche sie ohne Zögern öffnete.

Lautlos über die Schwelle tretend, wie damals, wo sie den Grafen mit dem Großadmiral überraschte, riegelte sie sofort die Thür hinter sich zu.

Potapoff stand an einem Fenster, dessen Vor-

Hang zur Seite gezogen war; bei dem unerwarteten Geräusch wendete er sich lebhaft um, mit dem Rufe: „Wer ist da?“

„Paulowna!“ antwortete die wohlklingende Stimme des Mädchens.

„Alle Teufel! Bist Du's wirklich? Wie kommst Du hierher? Was soll das heißen?“ stieß Potapoff heraus, mit großen Schritten vom Fenster zurück, in die Mitte des Gemaches sich bewegend.

„Erbarmen!“ flüsterte Paulowna, niedersinkend und seine Kniee umschlingend. „Warum habt Ihr mich fortgeschickt an jenen häßlichen Ort! Ich konnte es nicht ertragen, ich lief davon!“

„Das sollst Du mir büßen und der Narr ebenfalls, der Dich nicht besser bewachte!“ fuhr der Graf auf.

„Laßt ihn, er ist unschuldig; er hatte mich eingeschlossen, ich sprang in der Nacht aus dem Fenster.“

„Bist Du wahnsinnig? Was willst Du hier?“

„Bei Euch will ich sein! Was that ich Euch, daß Ihr mich verbanntet?“

„Du bist närrisch,“ sagte der geschmeichelte Graf etwas sanfter, „erhebe Dich und steh mir Rede. Wie kamst Du nach Petersburg?“

„Zu Fuß; den ganzen Tag bin ich gewandert,“ entgegnete Paulowna sich erhebend.

„Bei diesem entsetzlichen Wetter? Welche Thorheit! Aber ich will Dir Deinen kindischen Streich verzeihen. Jetzt geh' und begib Dich zur Ruhe.“

„Ich bedarf keiner Ruhe. Laßt mich hier verweilen.“

„Ein ander Mal, heute nicht; ich bin nicht in der Stimmung, Dein Geschwätz anzuhören.“

„Was beschäftigt Euch denn? Ihr standet am Fenster und starrtet hinaus in die Dunkelheit; es ist ja kein Stern am Himmel.“

„Was kümmern mich die Sterne!“

„Oder schautet Ihr hinüber nach dem Palais der Großfürstin? Dort ist es finster, gewiß liegt schon Alles im tiefsten Schlafe.“

„Was geht Dich die Großfürstin an! Genug damit, gehorche und zieh' Dich zurück!“

„Ich will aber nicht gehorchen!“ rief Paulowna mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Du willst nicht! Poche nicht zu sehr auf meine Milde, es könnte mich die Lust anwandeln, Dich morgen wieder auf das Land hinaus zu schicken.“

„O, Ihr werdet mich niemals wieder auf das Land schicken!“

„Wie?“ murmelte Potapoff außer sich vor Staunen. „Träume ich oder bin ich wach? Du willst mir trotzen, Du verhöhnst mich!“

„Ihr träumt nicht, Ihr seid, ich hoffe es, ebenso bei Euren Sinnen wie ich selbst.“

„Nimm Dich in Acht!“ schrie Potapoff. „Du vergißt, mit wem Du sprichst. Meine Geduld ist zu Ende, wenn Du nicht augenblicklich gutwillig gehst, werde ich Gewalt brauchen, damit Du Deinen Herrn respektiren lernst.“

Paulowna rührte sich nicht vom Flecke.

„Fort!“ befahl Potapoff barsch, sie fassend, um sie nach der Thür hinzuzerren.

„Wie seid Ihr verändert!“ flüsterte Paulowna, aus allen Kräften sich widersetzend. „Ich kenne Euch nicht mehr, so habt Ihr mich noch nie behandelt.“

„So werde ich Dich von jetzt an immer behandeln, wenn Du mich dazu zwingst.“

Paulowna wich ein paar Schritte zurück, wobei es ihr gelang, sich los zu machen; dann trat sie wieder vor, schmiegte sich an den Grafen und flüsterte: „Es ist nicht Euer Ernst, Ihr spielt nur den Grausamen.“

Gerade jetzt ließ sich das Geräusch eines über das holperige Straßenpflaster hinrollenden Wagens hören; Potapoff stutzte und das sich an ihn hängende Mädchen zurückschleudernd lief er an das Fenster und riß es auf. Paulowna benutzte diesen Moment, um Potapoff's Degen, der am Kamin lehnte, zu ergreifen und ihn auf einen neben

der Thür stehenden hohen Schrank zu werfen. Der Graf hatte, wie wir einschalten müssen, schon einen großen Theil des Abends am Fenster verbracht, nicht als ob er etwa geahnt hätte, daß heute sich etwas Besonderes ereignen werde, sondern lediglich veranlaßt durch seinen nie schlummernden Argwohn. Seit die Regentin beschlossen hatte, sich zur Kaiserin zu machen, hatte er aus eigenem Antriebe seine Wachsamkeit verdoppelt; er war unzufrieden mit der Freundlichkeit, die man der Großfürstin bewies, weil er das für gefährlich hielt und wenn es von ihm abgehangen hätte, würde er sich im Palais drüben in Elisabeth's nächster Nähe einquartiert haben. Da ihm aber die Regentin bis zur Vermählung, auf welche sofort der Staatsstreich folgen sollte, alle weiteren Schritte untersagt hatte, blieb ihm nichts übrig als die sorgfältigste Beobachtung aus der Ferne.

Als er das Fenster geöffnet hatte, überzeugte er sich, daß der Wagen aus dem Palais der Großfürstin gekommen war, dessen Thor eben geschlossen wurde; das genügte, um seinen Verdacht auf das höchste zu steigern. „Wohin fährt der Wagen um diese Stunde!“ rief er, das Fenster wieder zuwerfend. „Dahinter steckt Verrätherei; wir wollen doch sehen —“

„Was wollt Ihr sehen?“ fiel ihm Paulowna

in's Wort, indem sie ihm den Weg zur Thür abschnitt.

Mit einem Fluche wollte er sich auf sie stürzen, Paulowna aber machte eine blitzschnelle Bewegung nach ihrer Brust und in derselben Sekunde sah er einen Dolch auf sich gezückt. „Ihr werdet hier bleiben," sagte sie mit fester Stimme, während ihre Augen ihn drohend maßen.

Die Ueberraschung lähmte Potapoff's Zunge; er wendete sich um und suchte seinen Degen, den er in der Kaminecke stehen gehabt hatte; er entdeckte ihn nicht.

„Gebt Euch keine Mühe, Ihr seid wehrlos," fuhr Paulowna fort.

Potapoff schäumte vor Wuth, die Adern auf seiner Stirne schwollen furchtbar an. „Was — was bedeutet das?" stammelte er mit erstickter Stimme langsam vorwärts rückend.

„Bleibt zurück und ruft nicht um Beistand oder, beim ewigen Gott, ich tödte Euch!" befahl Paulowna, den funkelnden Stahl schwingend. „Ihr verlaßt dieses Zimmer nicht, bis man kommt Euch abzuholen; ich hab's geschworen!"

Potapoff erkannte, daß es entsetzlicher Ernst war; er, der gefürchtete mächtige Mann war der Gefangene eines schwachen Mädchens. Sollte er versuchen, sie zu überwältigen? Sie war gefaßt auf seinen Angriff und beobachtete spähend seine

Haltung. „Ergebt Euch in Euer Schicksal," versetzte Paulowna kalt, „Ihr könnt mich nicht hindern, Euere Kraft ist die Kraft eines alten Mannes, ich bin schneller und gewandter als Ihr und ich werde, bei Gott, Euer Blut nicht schonen — der Verzeihung der Großfürstin Elisabeth bin ich gewiß, wenn ich Euch nicht lebendig überliefere."

„Der Großfürstin!" murmelte Potapoff muthlos und gebrochen.

„Ja, der Großfürstin, die auf dem Wege ist, sich die Kaiserkrone zu holen. Begreift Ihr nun Euere Lage?"

Potapoff antwortete nicht; vernichtet wankte er zurück und ließ sich auf den Divan sinken; wenn er auch jetzt noch hätte hinausgelangen können, es war zu spät, der Wagen hatte einen zu großen Vorsprung. Er dachte an Flucht, er wollte wenigstens sein Leben, seine Freiheit erkaufen; die Angst trieb ihn noch einmal empor, er wendete den Blick nach dem Fenster hin. Aber Paulowna errieth, was in ihm vorging. „Ihr müßt mit mir kämpfen und mich tödten," sagte sie, „eine andere Rettung giebt es nicht für Euch; aber Ihr werdet mich nicht berühren, bevor ich nicht den Stahl Euch in die Brust gebohrt habe. Blickt her, meine Hand ist fest, sie zittert nicht."

„Paulowna," bat er, „was verlangst Du für meine Freiheit?"

„Nichts! Ihr könnt sie nicht bezahlen!"

„Vergiltst Du so das Gute, welches ich an Dir gethan?"

„Das Gute! Ihr wart mein Peiniger, ich hasse, ich verwünsche Euch, seit ich Euch kenne, seit Ihr mich dem Schutze der Großfürstin, die Ihr verfolgtet, entrissen habt. Nicht um alle Schätze der Welt würde ich Euch schonen. Habt Ihr jemals Gnade und Erbarmen geübt?"

Potapoff schwieg; Paulowna, in der Entfernung von wenigen Schritten von ihm stehend, verwandte kein Auge von ihm, sie sah, wie er zusammenknickte und zitterte; seine Lippen öffneten sich ein paar Mal, aber er brachte keinen Ton hervor. So verstrich einige Zeit; Potapoff stierte mit dem Ausdruck völliger Bewußtlosigkeit vor sich hin.

Plötzlich wurde es laut vor dem Hause; man hörte Waffengeklirr und wirres Getöse.

„Sie kommen!" triumphirte Paulowna. „Macht Euch bereit!" Da schnellte Potapoff auf; die Verzweiflung lenkte seinen Körper. Einen Schrei thierischer Wuth herauspressend, stürzte er sich auf Paulowna, sie flog bis an die Thür und schob den Riegel zurück. Da hatte er sie erreicht und faßte ihr lockiges Haar; aber in derselben Sekunde

drehte sie sich um und er fühlte die scharfe Spitze des Dolches auf seiner Kehle; er sank in die Kniee, sie mit sich reißend; sie ließ einen gellenden Ruf erschallen, denn sie wollte ihn schonen. Er ahnte das und umstrickte, ihre Locken fahren lassend, ihren schlanken Hals; der Athem verging ihr und die Waffe entglitt ihren Fingern.

Da sprang die Thür krachend auf, fünf bis sechs Soldaten stürmten tobend herein: „Hier ist er! Packt ihn!“ brauste es an Potapoff's Ohren; er bückte sich, Paulowna freigebend erhaschte er den Griff der Waffe, ein Stoß und das Mädchen lag zuckend am Boden. Das Alles war das Werk eines Augenblickes; mit dem blutenden Stahl in der Hand wurde Potapoff emporgerissen und geknebelt.

* *

*

Der Wagen der Großfürstin Elisabeth hatte, so schnell es der schlechte Zustand der Straßen erlaubte, den Weg nach der Gardekaserne zurückgelegt; dort angelangt, rollte er durch das augenblicklich auffliegende Portal bis in den Hof; Lestocq öffnete den Wagen und sprang heraus, Elisabeth folgte ihm. Fast zu gleicher Zeit erschien Grünstein in Begleitung von zwei Gardegrenadieren, welche Fackeln trugen; er begrüßte die Großfürstin

ehrfurchtsvollst und eilte dann in das Innere der Kaserne.

Elisabeth, in Generals-Uniform, das Großkreuz des Katharinen-Ordens auf der Brust, stand da mit stolzer Haltung; die nahe Entscheidung, die furchtbare Spannung, in welcher sie sich befand, verliehen ihrem Wesen eine fast männliche Energie, die Hand auf die Hüfte gestemmt, den Kopf hoch tragend, wartete sie, indeß der Hof sich allmälig mit Soldaten füllte. Es waren meistens alte ergraute Krieger, die schon unter Peter I. gedient hatten und die nun Blut und Leben für dessen Tochter einsetzen wollten. Als etwa dreihundert Mann beisammen waren, kam auch Grünstein wieder und meldete Elisabeth leise, daß die wenigen in der Kaserne anwesenden Offiziere, die nicht zur Verschwörung gehörten, in sicheren Gewahrsam gebracht seien. Die im Hofe versammelten Grenadiere traten hierauf in Reih und Glied.

Jetzt zog Elisabeth den Degen und rief: „Soldaten, ich bin die Tochter Eures großen Kaisers, für den Ihr auf dem Schlachtfelde geblutet habt! Ich gehe, mir die Krone zu holen, welche man mir geraubt hat. Wollt Ihr mir folgen?“

„Es lebe unsere Kaiserin Elisabeth!“ erscholl es einstimmig aus den Reihen der Grenadiere.

„Ich danke Euch, meine Braven!“ antwortete

Elisabeth, „Euere Kaiserin wird Euch belohnen!“ Dann wendete sie sich zu Grünstein und gab ihm Befehl, kleinere Abtheilungen nach den Wohnungen des Großadmirals Ostermann, des Grafen Potapoff, des Grafen Münnich und noch einiger Würdenträger zu senden, um diese verhaften zu lassen. In wenigen Minuten waren diese Expeditionen, die je von einem Unteroffizier geführt wurden, eingeleitet. Die Fackeln wurden ausgelöscht. Dann befahl Elisabeth „Vorwärts, nach dem Schlosse!“ Sie selbst, Lestocq an ihrer Seite, schritt voran, Grünstein marschirte neben den Grenadieren. In der Kaserne blieben ein paar hundert Mann zurück, da bei der schwachen Besatzung des Schlosses eine größere Machtentfaltung zwecklos schien; ebenso hielt es Elisabeth für unnöthig, daß sich Offiziere betheiligten, sie wollte allein das Kommando haben.

In schauerlicher Stille bewegte sich der Zug durch die Straßen; der reichlich gefallene Schnee dämpfte das Geräusch der gleichförmigen Tritte; aus den Häusern blinkte nur noch hier und da ein Licht; die Bevölkerung schlief ruhig in ihren Betten, während der Thron des gewaltigen Kaiserreiches gestürmt wurde.

Mit beflügelten Schritten rückte die Kolonne dem Schlosse näher und näher; jetzt bogen die Ersten um eine Ecke: da lag das Ziel, das weit-

hin sich dehnende Gebäude, wo die Feinde der Großfürstin als Herrscher schalteten.

Furchtbar pochte das Herz Elisabeth's gegen die Brust; rascher und rascher eilte sie voran, so daß man ihr kaum nachkommen konnte. Jetzt war sie dem Haupteingang gegenüber; der dort stehende Wachposten rief: „Wer da?“

Er erhielt keine Antwort, die Schaar rückte vor. Aber das „Wer da“ und das Geklirre der Waffen war in der Wachtstube gehört worden, ein Tambour mit umgehängter Trommel kam heraus; beim Anblick der Bewaffneten stutzte er und erhob seine Schlägel. Das sah Lestocq; ein Sprung, er stand neben dem Tambour und stieß ein kurzes Jagdmesser, das er aus dem Gürtel zog, durch das Trommelfell, dieses aufschlitzend.

Der Posten und der Tambour wurden festgenommen, während Elisabeth kühn mit einem Theil ihres Gefolges in die Wachtstube trat. Die anwesenden Offiziere waren wie vom Donner gerührt. „Auf die Knie und huldigt der Tochter Eures großen Kaisers Peter!“ befahl Elisabeth; keiner dachte an Widerstand, Offiziere und Soldaten gehorchten alle.

Grünstein stellte Schildwachen am Thore aus; dann ging es weiter über den Hof nach dem Seitenflügel. Ohne Aufenthalt drang man über die Treppe bis zu den Zimmern, wo Iwan sich be-

fand; hier aber fiel es einem Posten ein, Elisabeth den Eintritt streitig zu machen, er fällte das Ge wehr und vertrat ihr den Weg. Lestocq schrie ihm zu: „Elender, was unterfängst Du Dich! Nieder in den Staub und flehe um Gnade bei Deiner Kaiserin!“ Auch dieser gehorchte.

Sofort riß Elisabeth die Thür auf und eilte durch das Vorzimmer in das Gemach, wo Iwan schlief. Die Amme und eine Wärterin stießen Schreckenslaute hervor; Elisabeth, auf nichts achtend, trat an die Wiege und nahm den kleinen Iwan heraus. Dieser erwachte und starrte die Großfürstin an, die ihn unentschlossen in den Händen hielt. Um sie her standen mit gefälltem Gewehr einige der Soldaten; vielleicht erwarteten sie, daß sie den Knaben zu Boden schleudern und ihren Bajonetten preisgeben werde; die Amme war ohnmächtig niedergesunken.

Da streckte das Kind, nur an Liebkosungen gewöhnt, seine kleinen Aermchen aus. Elisabeth zuckte zusammen und wendete das Gesicht ab; Lestocq benutzte den Moment, nahm Iwan zu sich und übergab ihn der Wärterin. Vier Grenadiere wurden als Posten zurückgelassen, dann machte Elisabeth sich auf; es galt, sich der Regentin und des Gemahls derselben zu versichern. Man hatte aus der Wachtstube Laternen herbeigebracht und bei dem Licht derselben marschirte man durch die

Korridors bis zu den Zimmern Anna Karlowna's. Hier im Innern des Schlosses waren die Posten schon von den Offizieren abberufen worden; nirgends gab es mehr ein Hinderniß.

Die Thür des Vorgemaches, durch welches man zur Regentin gelangte, war offen, die zweite Thür, an welche man kam, war geschlossen, zwei Kolbenstöße sprengten sie. Elisabeth, wieder mit dem Degen in der Hand, stürmte voraus und war in der nächsten Sekunde im Schlafzimmer der Regentin. Diese, über den Lärm erwacht, betäubt vom Schreck, saß, als Elisabeth bei ihr eintrat, halb aufgerichtet auf ihrem Lager, eine Nachtlampe beleuchtete ihre geisterhaft bleichen Züge.

„Anna Karlowna, Ihr seid meine Gefangene!“ herrschte ihr Elisabeth zu.

Ein gräßlicher Angstschrei der Regentin war das Echo dieser Worte; sie versuchte aufzuspringen.

„Bleibt!“ befahl Elisabeth. „Ich, Euere Kaiserin, erlaube Euch, noch die nächsten Stunden hier zuzubringen; morgen werde ich über Euer Loos entscheiden!“

Mit gerungenen Händen sank die Regentin zurück; da stürzte ihr Gemahl, Prinz Anton, der in einem nicht weit entfernten Kabinet schlief, im Nachtkleide mit bloßem Degen herein.

„Fort mit der Waffe, wenn Euch das Leben lieb ist!“ schrie Elisabeth.

Der Uebermacht gegenüber senkte der Prinz den Degen.

„Elisabeth!“ murmelte er, sie an der Stimme erkennend, „was thut Ihr!“

„Das fragt Ihr mich?“ entgegnete Elisabeth barsch, „Ihr Räuber meines Eigenthums! Ihr Thoren, die Ihr geglaubt habt, ich werde mein Schicksal Euerer Gnade anheimstellen!“

Prinz Anton war bis in's Innerste erschüttert, doch bewahrte er äußerlich seine männliche Fassung; er sah, daß jedes Wort, welches er an die Großfürstin richten würde, in die leere Luft gerufen wäre; er trat daher zu seiner Gemahlin und versuchte, diese in's Bewußtsein zu bringen.

Niemand stand ihm bei; man ließ ihn allein. Die beiden Thüren, welche zu dem Schlafgemache der Regentin führten, wurden durch doppelte Wachen besetzt. In diesem Augenblicke kam ein Bote mit der Meldung, daß die angeordneten Verhaftungen sämmtlich vollzogen worden seien.

„So sind wir denn zu Ende,“ sagte Elisabeth, ihren Degen einsteckend.

„Und der Prinz Ludwig von Braunschweig?“ fragte Lestocq.

„Man lasse ihn schlafen bis morgen,“ befahl Elisabeth, „dann wollen wir ihm ankündigen, daß er hier nichts mehr zu suchen hat und sich schleunigst aufmachen soll dorthin, woher er gekommen.

Jetzt aber wollen wir uns unseres Sieges freuen. Man decke eine Tafel in dem nächsten Saal und schaffe Wein!“

Während man dem Geheiß der Großfürstin Folge leistete, erschien vor ihr, von Lestocq geführt, Graf Maximilian Ostermann, der Gefangene der Regentin; man hatte ihn aus einem an die Wachstube stoßenden Lokal geholt, wo er seit zwei Tagen saß.

Sobald er Elisabeth's ansichtig wurde, bog er ein Knie, leistete den Schwur der Treue und rief: „Hoch lebe Ihre Majestät, Elisabeth, Rußland's erhabene Kaiserin!“ Sämmtliche Anwesende fielen enthusiastisch ein in den Ruf.

Einige Minuten verstrichen unter tumultuarischem Geräusch, bis die Tafel im anstoßenden Saale hergerichtet war. Als die Flaschen in langen Reihen aufgepflanzt und die Gläser gefüllt waren, trat Elisabeth herzu, ergriff ihren bis an den Rand gefüllten Becher und sprach: „Ich, Euere Kaiserin, trinke auf Euer Wohl, meine Tapferen und künde Euch meinen Dank!“

Laute Zurufe unterbrachen sie.

„Laßt mich ausreden!“ fuhr sie fort. „Ich ernenne hiermit alle die Getreuen, welche mir beistanden in dieser Nacht, zu Offizieren, sie sollen fortan meine Leibgarde sein!“

Donnernder Jubel machte die Fenster erklirren

und hallte hinüber bis in das Gemach, wo die gestürzten Größen, die Regentin und ihr Gemahl, ihr Haupt beugten unter der Wucht des Schlages, der sie getroffen. Im hell erleuchteten Saale aber wogte die Freude und das triumphirende Siegesbewußtsein wie ein vom Orkan aufgewühltes Meer, die Gläser klirrten und der edelste Wein floß in Strömen. Das einzige Blut aber, welches in dieser Schreckensnacht vergossen wurde, war das der armen Paulowna.

Ein Weiberregiment.

Erstes Capitel.

Zerstörtes Liebesglück.

Wie ein tückischer Nachtfrost die Blüten vernichtet, welche der warme Hauch des nahenden Frühlings emporkeimen ließ, so tödtet schnöder Verrath die Liebe, die im Menschenherzen ihren heiligen Tempel aufschlug; die Gewißheit, betrogen und getäuscht zu sein, verwandelt das beseligende Feuer in verheerende Glut; wie giftiger Mehlthau senkt sich das Bewußtsein, daß ein listiges Spiel sich hinter der Maske der Treue verbarg, auf das Hoffen einer schuldlosen Seele und an die Stelle süßer Sehnsucht tritt die Qual selbstmörderischer Verzweiflung. In seiner ganzen Furchtbarkeit hatte diesen Umschlag der Gefühle Julie von Mengden an sich erfahren: plötzlich und unerwartet war das Schreckliche über sie gekommen und hatte sie jäh aus ihrem Himmel in finstere Nacht gestürzt. Als sie den Entschluß faßte, sich den Verfolgungen der Regentin durch die Flucht

zu entziehen, meinte sie dem Gebot einer unabweisbaren Nothwendigkeit nachzugeben; Anna Karlowna kannte keine Schonung in ihrem Hasse, das wußte Julie, es galt also, um jeden Preis sich ihrer Macht zu entziehen. Erst als das geschehen war, hatte die Frage, was nun weiter zu thun sei, mit der ganzen trostlosen Wirklichkeit Julie gepackt und sie hatte, da sie doch nicht auf der Straße bleiben konnte, den Mann aufgesucht, von dem sie verlangen konnte, daß er sie schütze.

Aber schon von dem Momente an, wo Julie damals die Schwelle des Grafen Maximilian überschritten hatte, war sie die Beute einer unsäglichen Bangigkeit geworden und hatte empfunden, daß sie, obwohl sie dem Zorn der Regentin entronnen war, noch lange nicht dem drohenden Unheil den Sieg abgewonnen. Der nächste Tag mit seiner Ungewißheit richtete sich wie ein grauenvolles Gespenst vor ihr auf. Nachdem sie Maximilian's stürmische Zärtlichkeit standhaft zurückgewiesen und sich die äußere Ruhe erkauft hatte, verfiel sie in nagendes Grübeln, marternde Zweifel scheuchten jeden Gedanken an Schlaf hinweg; sie erinnerte sich an die Warnungen der Regentin, sie wollte nicht zur Maitresse Maximilian's herabsinken, sie wollte nicht als eine Verlorene in seine Hände geliefert sein. Sie mußte sich daher in ihrer gefährlichen Lage auf harte und schwere Kämpfe gefaßt machen.

Während sie so von Angst und Sorge gefoltert in den bangen nächtlichen Stunden auf dem Ruhebette Maximilian's ausgestreckt ihre Augen von einem Winkel des Gemaches zum andern herumirren ließ, entdeckte sie auf einem seitwärts stehenden Tischchen ein Buch von auffallender Gestalt; anfangs blickte sie darüber hin, aber der Gegenstand zog sie an mit magnetischer Gewalt; wieder und wieder sah sie nach jenem Punkte hin, und immer wieder drängte sich ihr der Wunsch auf, zu erfahren, was das Buch enthalte. Sie gab sich selbst keine Rechenschaft darüber, wie es kam, daß sie sich einbildete, das Buch müsse mit dem Wesen Maximilian's in irgend einem näheren Zusammenhange stehen. Ihr war so wenig von seinem Leben bekannt und doch wollte sie auf ihn ihr Glück, ihre Zukunft setzen. War es ihr nicht erlaubt, der Stimme nachzugeben, die ihr rieth, eine Frage an jenen stummen Zeugen zu richten? Vielleicht stand Geschriebenes darin, vielleicht enthielt es Denkmäler seiner Liebe zu ihr? Warum sollte sie darauf verzichten, einen Blick in sein Innerstes zu thun? Sie war ja keine Fremde, die sich fremder Geheimnisse bemächtigen wollte.

Mit einer raschen Bewegung erhob sie sich, nahm das Buch und öffnete, sich zum Licht setzend, den Deckel. Das was sich ihr zeigte, konnte sie nicht sofort überraschen; ein weibliches Portrait

war auf dem ersten Blatt. Was war daran Besonderes? Maximilian hatte ja zahlreiche Verwandte. Sie schlug das Blatt um; wieder ein weibliches Bildniß; eine junge und sehr schöne Erscheinung in fremdartiger Tracht. Ueberrascht verweilte sie nicht lange dabei, sondern griff zum dritten Blatte. Wieder ein solches Portrait und diesmal in einem Kostüm, welches trotz aller Freiheit der Mode kaum mit der Sitte in Einklang zu bringen war. Schnell suchte sie weiter und immer höher stieg ihr Erstaunen; hastiger und hastiger vertiefte sie sich in den Inhalt des Buches und immer mehr zitterten ihre Finger, immer schmerzlicher zuckte ihr das Herz. Siedend schoß ihr das Blut in die Wangen; von zügelloser Sinnlichkeit war der Pinsel des Malers geführt, Bilder waren da aufbewahrt, die sie kaum zu betrachten wagte. Und alle waren von ein und derselben Hand entworfen; von Maximilian's Hand! Hier galt es nicht mehr der Uebung einer gefälligen Kunst, sondern der Erinnerung an leichtfertiges Genießen, an Abenteuer der frivolsten Art. Sie hatte eine Sammlung vor sich von Gedenktafeln, die ein Wüstling seinem niedrigen Treiben gesetzt hatte. Und da — was war das?! Ihr eigenes Bild starrte ihr entgegen! Es war eingefügt an den letzten freien Ort; sie, sie selbst machte den Schluß der Galerie von Buhlerinnen.

Frech und höhnisch grinsten sie alle die Gesichter an und mitten aus dem ekeln Reigen hob sich ihr eigenes Antlitz ab, das ihr zu einer entehrenden Fratze geworden zu sein schien. Sie drückte die Hände an die Stirn und stöhnte tief. Zerrissen war ihr Herz von blutigen Krallen, es flimmerte ihr vor den schmerzenden Augen; noch linderten keine Thränen ihr namenloses Elend. Aber wie von einer mechanischen Gewalt geführt, streckte sich plötzlich ihre Hand aus und faßte das Blatt mit ihrem Portrait. Ein Ruck und es war abgelöst. Sie zerriß es in Stücke.

Jetzt erst vermochte sie zu weinen. Ihr Haupt sank auf den Tisch, wie der Kopf des dem Schwert verfallenen armen Sünders.

So lag sie da wie leblos; nur das unterdrückte Schluchzen, das von Zeit zu Zeit ihre Brust durchbebte, verrieth, daß sie noch athme. Die Stunden der Nacht zogen über sie dahin wie eine tödliche Ewigkeit; ihr Leiden war grenzenlos. Kein Lichtstrahl erleuchtete die Finsterniß, welche ihre Seele einhüllte, es war Alles öde und leer.

Sie hatte sich noch nicht gerührt, als der Tag graute. Der matte Dämmerschein, der durch die Fenster schlich, schreckte sie auf. Aus dem Chaos, in welchem sie umhertaumelte, trat nur Eins fest vor sie: sie mußte fort von hier, gleichviel wohin. Sie konnte Maximilian nicht sehen, sie hatte ihm

nichts, gar nichts zu sagen, zwischen ihm und ihr lag Schmach und Schande. Was war sie ihm gewesen als ein Geschöpf seiner Lust wie die anderen, denen er sie beigesellt hatte. Sie war entweiht und besudelt von ihm, der ihr Alles gewesen war, an den sie glaubte, wie an den Himmel.

Hinaus! Fort von diesem Orte, dessen Luft unrein und verpestet war. Wohin? Warum nicht in den Tod? Gab es noch eine andere Zukunft?

Sie richtete ihren Körper, der ihr fast den Dienst versagte, empor und schaute nach dem Fenster. Es war noch zu früh zur Flucht; es lag gewiß noch Alles im Schlafe. Ob Maximilian da nebenan schlief? Der Gedanke an seine Nähe entsetzte sie. Wenn er jetzt kam, wenn er den Weg zu ihr fand!

Schaudernd fiel sie auf den Divan zurück; sie zählte die Minuten an ihrem fieberhaft pochenden Herzschlag.

Endlich regte sich etwas im Hause; sie hörte durch die angelehnten Thüren von unten herauf Kommen und Gehen; die Dienerschaft machte sich allmälig an ihr Tagewerk. Wenn Jemand hier erschien und sie fand? War sie sicher, daß man nicht trotz der Verkleidung das Mädchen in ihr erkannte?

Sie stand auf und brachte ihre Kleidung und ihr Haar ein wenig in Ordnung; dann wartete

sie stehend noch einige Zeit. Das Hausthor mußte wohl schon geöffnet sein; ein ruhiger Moment war gekommen, den wollte sie benutzen. Sie kehrte dem Tische, auf welchem das Album und die Stücke ihres Bildes lagen, den Rücken und trat in das Vorzimmer; hier hob sie ihren Mantel vom Boden und hüllte sich in denselben ein. Vorwärts nun über die Schwelle; nicht leise und verstohlen — das müßte ja Argwohn erwecken, wenn man ihr begegnete — sondern ruhig, als ob Alles in Ordnung wäre, zwang sie sich, die Stufen der Treppe zurückzulegen. Den Hut hatte sie tief in das Gesicht gedrückt.

Sie gelangte in die Vorhalle, ohne gesehen worden zu sein; vom Hofe her vernahm sie Geräusch und schritt nun schneller aus; noch ein paar Secunden und sie hatte den Eingang des Hauses hinter sich, das einst ihr Theuerstes einschloß und das jetzt zum Grab ihrer Liebe geworden war.

Ein eisiges Frösteln durchschüttelte sie in der kalten Morgenluft. Sie zog den Mantel fester auf der Brust zusammen und eilte weiter. Nur aus der Straße heraus, nur um die nächste Ecke! Früher war sie nicht in Sicherheit.

Die Gassen waren noch nicht sehr belebt; die Personen, welchen Julie begegnete, waren theils Handwerksleute, die an ihre Arbeit gingen, theils Leute aus der dienenden Klasse; sie fühlte sich ein

wenig beruhigt, als sie sah, daß man sie nicht beachtete und nicht mit neugierigen Blicken verfolgte, denn sie konnte daraus schließen, daß ihr Aeußeres nicht sofort das verkleidete Mädchen verrieth. Trotz des Unglücks, das sie darnieder drückte, wurde doch die Scham lebendig in ihr bei dem Gedanken, daß man sie hätte erkennen können.

Planlos umherirrend legte sie eine ziemlich große Strecke zurück. Sie hatte ja keinen Zufluchtsort, sie hatte Niemanden, den sie um Rath und Schutz anflehen konnte. Vor wenigen Tagen noch die einflußreiche, vielbeneidete Hofdame und Freundin der Regentin, war sie nun hilfloser als das ärmste Weib aus dem Volke. Aber gab es in ihrer Lage überhaupt noch einen Rath? War nicht jeder Schutz überflüssig geworden? Die Verzweiflung in ihr sagte: Was liegt daran, daß Du einsam und verlassen bist, Du hast Schiffbruch gelitten, willst Du, an eine öde Insel geworfen, Dein Dasein noch um ein paar freudlose Tage verlängern? Und wenn nicht — fragte sie sich — wenn Alles vorbei ist, was dann? Sterben?

Julie schauderte; das Bild des Todes, welches jetzt vor ihrer Phantasie aufstieg, grinste sie an wie ein Gespenst. Man stirbt nicht leicht, wenn man kaum den Fuß in die Welt gesetzt hat; mag der Schmerz auch noch so tiefe Wunden

schlagen, man wirft die Last, die so drückend erscheint, doch nicht mit leichter Hand dahin, wenn man sie erst so kurze Zeit getragen hat.

Indessen vermochte Julie die Vorstellung, daß nur der Tod sie erlösen könne von der Pein, die sie litt, nicht wieder zu verbannen; sie versuchte sich daran zu gewöhnen, sie malte sich, während sie unsichern Trittes dahinschritt, ihre letzten Augenblicke aus und sie verweilte bei dem Gedanken, daß nach einem kurzen Kampfe Alles überstanden sein werde. In wenigen Minuten konnte es geschehen sein; sie brauchte sich nur an das Ufer der Newa zu begeben, an eine unbelebte Stelle — ein Sprung und es war vollbracht.

Ihre Zähne schlugen aneinander; es war ihr, als schlössen sich schon die eiskalten Wellen über ihr, als brauste und kochte es ihr vor den Ohren; eine unbeschreibliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen; sie blieb stehen, um Athem zu schöpfen. Seit langen Stunden hatte sie nichts genossen, die Kraft ihres jugendlichen Körpers war nahe daran, sich zu erschöpfen. Wie, wenn sie ohnmächtig niedersank und von mitleidigen Menschen aufgehoben und in ein Haus gebracht wurde, wo man ihr Geschlecht entdeckte und ihren Namen, ihre Geschichte erforschte? Nein, um keinen Preis wollte sie diese Schmach erdulden. Sie raffte sich auf und ging weiter.

Ihre Augen aufschlagend bemerkte sie, daß sie sich einer der zahlreichen Brücken gegenüber befand; sie trat auf die Brücke und lehnte sich auf das Gitter. Da breitete sich das stille Element zu ihren Füßen, an einem Brückenpfeiler brach sich der Strom und zog kräuselnde Strudel. Sie schaute hinab und mit dem Vorsatze, hier zu enden, spielend, hielt sie sich in der Schwebe zwischen Ja und Nein. Das Bewußtsein, daß sie jetzt nichts hindern konnte, sich zu befreien, gab ihr einige Ruhe wieder. Sie fing an zu überlegen, ja sie sagte sich, daß der Mann, der sie so elend getäuscht hatte, doch eigentlich das Opfer, welches sie bringen wollte, nicht verdiene. Aber wenn sie es nicht brachte, dann dehnte sich um sie her pfadlose Nacht aus.

Einige Personen kamen über die Brücke, ihr Verweilen fiel auf, man betrachtete sie. Als Julie dessen gewahr wurde, zog sie sich vom Geländer zurück und ging; sie wollte nicht beobachtet sein.

Bald war sie wieder weit entfernt von der Brücke und wanderte zwischen den Häusern fort. Diese Bewegung ohne Ziel ermüdete sie furchtbar; oft schwankte sie, ihre einer solchen Anstrengung nicht gewohnten Füße wollten ihr den Dienst versagen; lange konnte sie es nicht mehr ertragen. Das Leben in den Gassen nahm zu; hier und da schien es ihr, als erregte sie die Aufmerksamkeit

einzelner Vorübergehender. Sie erröthete, so oft Jemand sie ansah, um gleich nachher wieder todtenbleich zu werden.

So war abermals einige Zeit verstrichen; der Sturm, welchen Maximilian's Betrug in ihr entfesselt hatte, tobte mit geringerer Heftigkeit, dagegen wuchs die Empfindung der gänzlichen Hilflosigkeit. Einmal tauchte in dieser Noth der Einfall auf, wieder in das Schloß zurückzukehren und sich dem Willen der Regentin zu überantworten, aber ebenso schnell, als dieser Gedanke sich ihrer bemächtigt hatte, verwarf sie ihn auch; sie wollte nicht feig wie ein vor der Ruthe davongelaufenes Kind heimkehren und sich unter die Züchtigung beugen. Sie hatte gar keinen Willen mehr und in diesem Zustande näherte sie sich wieder einem freien Platze, welcher von den Wellen der Newa bespült wurde.

Seit mehreren Minuten folgte, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, ein Mann ihren Spuren; er hielt sich ziemlich dicht hinter ihr und seine forschenden Blicke hefteten sich fest auf ihre Gestalt; da sie es vermied, nach rechts und links umherzuschauen oder sich umzudrehen, hatte sie nicht gesehen, daß er, als er auf der anderen Seite der Gasse in entgegengesetzer Richtung vorüberschreitend, plötzlich gestutzt hatte und stehen geblieben war. Er schüttelte anfangs zweifelnd

den Kopf und schien unschlüssig zu zaudern, dann aber wendete er sich und behielt sie, ihr nachkommend, im Auge.

Mechanisch war Julie bis zum Ufer gegangen, dann machte sie Halt. Nun stand sie wieder auf demselben Punkte wie vorher; kein Ausweg bot sich ihr, ein Schwindel drohte ihre Sinne zu umnebeln.

Der Mann war mit Julie zugleich stehen geblieben, nach ein paar Secunden aber machte er einen Bogen, um ihre Gesichtszüge noch einmal von der Seite zu prüfen, während sie nach und nach bis dicht an den Rand des Wassers gerathen war und mit unwillkürlich gefalteten Händen hinunterstarrte.

Da murmelte er vor sich hin: „Bei Gott, sie ist es!“ und auf sie zueilend hatte er sie bald erreicht.

Julie erschrak bei dem Geräusch seiner Tritte und wollte sich schleunigst seitwärts entfernen, doch sie wurde am Arme festgehalten und eine freundliche Stimme flüsterte ihr zu: „Bleiben Sie, mein Fräulein, Sie sind erkannt!“

Trotz ihres Schreckens, trotz ihrer Verwirrung besann sich Julie sofort, daß die Stimme ihr nicht fremd sei, zitternd blickte sie sich um und schlug die Augen nieder; neben ihr stand Lestocq.

„Kommen Sie zu sich, mein Kind,“ sagte

Lestocq mild, „ich glaube der Himmel hat mich Ihnen gesendet. Was ist Ihnen begegnet?“

„Warum halten Sie mich auf?“ antwortete Julie, der das Blut in die Wangen geschossen war.

„Wie!“ entgegnete Lestocq, ihren Arm sanft in den seinigen legend und sie fortziehend. „Was denken Sie von mir? Wissen Sie nicht, daß ich Arzt bin und daß ich mich neben den Leiden des Körpers auch ein wenig auf diejenigen der Seele verstehe? Wäre es Ihnen lieber, wenn ein Anderer Ihnen begegnet und Sie gefragt hätte: „Wie kommen Sie, die Hofdame der Regentin, zu diesen Kleidern? Warum irren Sie in den Straßen herum, warum schwanken Sie bis zum Ufer des Wassers, als wollten Sie —“

Julie vermochte sich nicht mehr zu beherrschen, die Thränen perlten über ihr blasses Gesicht.

„Weinen Sie nicht, jetzt nicht!“ fuhr Lestocq rasch fort. „Bedenken Sie, daß Sie in einer Uniform stecken! Drücken Sie den Hut etwas tiefer in die Stirn und lassen Sie sich von mir führen. So recht, nur ein wenig Fassung, bis wir in Sicherheit sind. Wir wollen den Neugierigen kein Schauspiel geben, welches Verdacht erregen und zu unangenehmen Verwicklungen Anlaß geben könnte. Behandeln Sie mich als Freund, als Bruder, dessen Schutz Sie sich anvertrauen

können. Sie sind auf der Flucht, ich weiß es; Sie haben sich vor dem Zorn der Regentin gefürchtet und das Wagstück unternommen, Ihre Wächter zu täuschen. Das war muthig und kühn; aber Sie haben ihre Wohnung im Schlosse doch schon gestern Abend verlassen und zwischen gestern Abend und jetzt liegt die lange Nacht. Wo konnten Sie sich verbergen?"

Julie erröthete bei dieser Frage Lestocq's; obwohl sie sich nichts vorzuwerfen hatte und obwohl kein Makel an ihrer Tugend haftete, brachte sie es doch nicht über sich, zu gestehen, daß Sie die Nacht über in der Wohnung Maximilian's gewesen war. Mit peinlicher Verlegenheit flüsterte sie: „Erlassen Sie mir das jetzt, ich bin noch nicht gefaßt genug, über meine Erlebnisse zu sprechen."

„Gott bewahre mich," fiel Lestocq ein, „Sie mit Nachforschungen belästigen zu wollen! Das wäre unedel. So groß meine Theilnahme auch für Sie ist, maße ich mir doch nicht an, mich in Ihr Vertrauen zu drängen; ich wünsche nur, daß Sie mich als Ihren wahren und aufrichtigen Freund betrachten möchten; daß ich es wirklich bin, hoffe ich Ihnen beweisen zu können und zum Theil habe ich es Ihnen ja schon bewiesen. Ich war es, welcher es Ihnen möglich machte, Ihre Correspondenz mit dem Grafen Maximilian Ostermann zu führen."

Kaum hatte Lestocq diesen Namen ausgesprochen, als er auch schon bereute, den Gegenstand berührt zu haben, denn Julien's kaum getrocknete Thränen begannen auf's neue zu fließen und die schmerzlichste Verwirrung prägte sich in ihrem Wesen aus. Rasch setzte er hinzu: „Vergeben Sie, wenn ich, ohne es zu wollen, Ihnen weh that. Ich möchte Ihnen beistehen mit Rath und That und daß Sie des Beistandes bedürfen, das sagt mir Ihr Zustand, das sagt mir der Ort, wo ich zu Ihnen trat. Sie kämpften mit dem Entschlusse sich das Leben zu nehmen!"

Als Julie schwieg, sagte Lestocq, sie mit tröstendem Lächeln ansehend: „Was immer Ihnen begegnet sei, Sie hatten Unrecht, sich der Verzweiflung hinzugeben. Das Leben ist ein Kampf; wollen Sie die Waffen strecken bei den ersten Hindernissen, auf die Sie stoßen?"

„Kann man noch leben," murmelte Julie, „wenn der Glaube an die Menschen vernichtet, wenn das Herz todt ist!"

„Der Glaube an die Menschen!" entgegnete Lestocq achselzuckend. „Weil vielleicht Einer Ihnen wehe that, wollen Sie nach ihm die ganze Menschheit beurtheilen! Sie sind noch zu jung, Sie kennen von der Welt noch zu wenig, um behaupten zu dürfen: Ich bin fertig, ich habe nichts mehr zu hoffen. Verachten Sie nicht die heilende Kraft

der Zeit, ehe Sie versucht haben, zu dulden und zu tragen, was das Schicksal Ihnen auferlegt. Auch mir hat das Dasein Wunden geschlagen, an denen ich verbluten zu müssen wähnte, aber ich habe gesiegt; mir war es beschieden, viele Jahre hindurch in der Verbannung mit Noth und Elend zu ringen, ich bin nicht unterlegen, ich bot den finstern Mächten Trotz und so sollen Sie es auch machen, gestützt auf meine erprobte Hand. Wollen Sie?"

„Ich weise Sie nicht zurück, das wäre undankbar," antwortete Julie, „aber ich fürchte, daß Sie sich einer vergeblichen Mühe unterziehen."

„Das ist meine Sorge; für den Augenblick genügt es, wenn Sie dem Freunde, der sich fand, als Sie sich für verlassen hielten, nicht entgegenhandeln. So viel ich weiß, sind Sie, da Sie schwerlich das Schloß wieder aufsuchen wollen, ohne Zufluchtsort?"

„Ja, das bin ich. Die Regentin ersetzte mir meine Familie, nun stehe ich allein im fremden Lande."

„Wohlan, so hören Sie meinen Vorschlag. Sie wissen, daß ich zur nächsten Umgebung der Großfürstin Elisabeth gehöre; die Großfürstin wird auf meine Bitte Ihnen gewähren, was Sie irgend wünschen, aber sofort kann ich Sie nicht zur Großfürstin bringen; Sie müssen einwilligen,

den heutigen Tag und die Nacht verborgen in meiner Wohnung abzuwarten. Sind Sie damit zufrieden?"

„Mag es so sein; Bedenklichkeiten würden nicht zu meiner Lage passen."

„Sie sollen ganz ungestört und sich selbst überlassen bleiben," schloß Lestocq, „bis morgen werden Sie Vieles anders betrachten als jetzt und dann —"

Lestocq unterbrach sich selbst und beschleunigte seine Schritte ein wenig; bisher waren sie langsam durch die Straßen gegangen und bogen nun auf den Platz ein, wo das Palais der Großfürstin stand. Lestocq ließ den Arm Julien's los mit der Bemerkung: „Es ist besser, wir gehen frei nebeneinander, es könnte doch auffallen, wenn man sähe, daß ich einen jungen Soldaten wie eine Dame führe."

Nach wenigen Minuten waren sie in der Halle des Palais angekommen, Lestocq, die Treppe hinauf voraneilend, zeigte Julie den Weg nach seiner Wohnung; nicht ohne Beklemmung folgte sie ihm und als sie allein mit ihm in seinem Zimmer sich befand, überfiel sie eine solche Angst, daß sie nach Athem ringen mußte.

Vor Allem müssen Sie ruhen und Kräfte sammeln, Sie sind ganz erschöpft," sagte Lestocq, auf einen Divan zeigend. „Von der unbequemen Uni-

form kann ich Sie leider nicht befreien, da ich keine weiblichen Kleider zu verschaffen wüßte; übrigens ist es besser, Ihr Geschlecht noch zu verheimlichen. Für den Moment bin ich gezwungen, mich wieder zu entfernen, schließen Sie sich hier ein und öffnen Sie nur, wenn Sie meine Stimme hören. Meine Mittagsmahlzeit, die Sie mit mir theilen werden, lasse ich im anstoßenden Gemach serviren; den Diener, welchen wir im Vorzimmer sahen, werde ich von dem, was er zu thun hat, unterrichten, er ist treu und zuverlässig, also harren Sie aus ohne Sorgen!" Damit nahm Lestocq Abschied und ging; als er Julie den Rücken gewendet hatte und über die Schwelle geschritten war, leuchteten seine Augen in freudigem Glanze. „Das arme Kind!" murmelte er. „Sie war verloren, wenn ich sie nicht fand; der lockere Graf Maximilian hat Ihre Liebe, wie es scheint, schlecht belohnt. Für heute ist sie in Sicherheit und mag sich ausweinen, mir aber soll es eine gute Vorbedeutung sein, daß das Schicksal mich ihr in den Weg führte!"

Indessen hatte Julie hinter Lestocq die Thür verschlossen, Mantel und Hut abgelegt und sich auf den Divan geworfen. Wüst und schwül war es ihr in Kopf und Herz; die Ereignisse hatten zu grausam mit ihr gespielt, als daß sie vermocht hätte, einen klaren Gedanken zu fassen; das Weh

der getäuschten Liebe trat nach und nach wieder lebendiger hervor, ja es übte seine Herrschaft mit doppelter Gewalt und sie gab sich ihm ohne Widerstand zum Opfer.

* * *

Wir müssen mit unserer Erzählung noch ein wenig weiter zurückgreifen und zwar bis auf jenen Abend, an welchem die Regentin Anna Karlowna zum letzten Male in den Gemächern des Schlosses einen festlichen Empfang abhielt. Wir begeben uns in das Haus des Goldschmieds Kerner. Um die Mittagszeit war, wie der freundliche Leser sich erinnert, Matuschka, die Amme Kathinka's erschienen; Frau Kerner, welche sonst die Bäuerin bei deren seltenen Besuchen immer mit großer Freundlichkeit aufzunehmen pflegte, zeigte sich diesmal frostig und unliebenswürdig. Vielleicht glaubte sie bemerkt zu haben, daß ihre Tochter und Matuschka Heimlichkeiten mit einander hatten, oder war es nur das dunkle Gefühl, daß Kathinka das Bedürfniß empfinden möge, die Amme zur Vertrauten ihrer Leiden zu machen — genug, Frau Kerner ging nicht von der Stelle, so lange Matuschka anwesend war; mit mürrischer Neugier fragte sie die letztere aus, was sie in Petersburg suche und wie lange sie bleiben werde.

Matuschka berichtete, daß sie ihre Schwester, welche die Amme des Prinzen Iwan sei, besucht

habe; da sie sich überzeugt habe, daß es derselben wohl gehe und daß der kleine Prinz trefflich gedeihe, werde sie noch heute oder am nächsten Morgen in ihr Dorf zurückkehren. Mit gutmüthiger Geschwätzigkeit verbreitete sie sich über die Herrlichkeiten, die sie im Schlosse gesehen hatte, der Prinz werde in einer prächtigen Wiege geschaukelt, die mit einer Krone geschmückt sei und vor seiner Thür halte ein Grenadier bei Tag und Nacht Wache; auch ein Silberstück zeigte sie, worauf Iwan's Name geprägt war; sie hatte dasselbe von ihrer Schwester bekommen.

Frau Kerner hörte geduldig zu, bis ihre Wißbegierde befriedigt war, dann gab sie Matuschka zu verstehen, daß ihre Gegenwart ihr lästig falle; demüthig grüßend entfernte sich die Bäuerin, ohne daß es ihr möglich gewesen wäre, auch nur ein vertrauliches Wort an Kathinka zu richten. Dennoch hatte diese Alles erfahren, wonach ihr Herz begehrte, ein einziger Händedruck Matuschka's hatte ihr mehr als genug gesagt. Von dieser Stunde an leuchtete aus ihrem Wesen eine stille Heiterkeit, ihr Schritt schien muthiger und elastischer geworden zu sein, rasch und munter war sie bei der Arbeit; bisweilen aber stieg ihr eine plötzliche Röthe in's Gesicht und sie athmete tief auf, suchte sich aber immer wieder zu fassen und zu ruhiger Haltung herabzustimmen.

Blind hätte Frau Kerner sein müssen, wenn sie nicht aufmerksam geworden wäre auf Kathinka's veränderten Ausdruck; daß sich dahinter ein Geheimniß berge, fürchtete sie und ihr Verdacht gegen Matuschka steigerte sich, obwohl sie überzeugt war, daß diese ihrer Tochter weder etwas zuflüstern, noch etwa einen Brief hatte überbringen können. Gerne hätte sie versucht, Kathinka auszuforschen, aber da jede Bemühung vergeblich gewesen wäre, schwieg sie lieber. Indessen gelobte sie sich, der Amme, falls diese sich noch einmal sehen lasse, sogleich die Thür zu weisen. Damit freilich hatte es gute Wege.

Der Abend war mittlerweile hereingebrochen; Frau Kerner befand sich in dem kleinen Zimmer neben dem Laden; Kathinka beschäftigte sich, wie sie glaubte, in der Küche. Als nun die Magd erschien und eine Lampe auf den Tisch stellte, fragte Frau Kerner, was Kathinka treibe. Die Magd wußte keine Auskunft zu geben, da sie Kathinka seit einer Viertelstunde nicht mehr gesehen hatte. Frau Kerner meinte, ihre Tochter werde also beim Vater oder in ihrem Kämmerchen sein und ließ sie suchen, indeß ohne Erfolg. Jetzt machte Frau Kerner sich selbst auf und durchstöberte das ganze Haus. Umsonst — Kathinka war nirgends zu finden.

In grenzenloser Aufregung begab sich Frau

Kerner wieder in ihr Zimmer. Die unerhörte Thatsache, daß ihre Tochter es gewagt hatte, gegen den strengen Befehl das Haus zu verlassen, versetzte sie in einen unbeschreiblichen Zustand. Sie konnte keinen Augenblick auf einem Flecke bleiben, sie lief hin und her und starrte in alle Winkel, als könne sie irgendwo Kathinka hervorziehen und die überströmende Schale ihres Zorns über sie ausgießen. Wie wäre ihr erst zu Sinne gewesen, hätte sie gewußt, daß Kathinka das Verbot bereits zum zweiten Male übertrat! Der Zufall hatte es nämlich gewollt, daß der erste Ausgang Kathinka's von Seite der sonst so wachsamen Mutter nicht entdeckt worden war; Kathinka hatte in ihrem Kämmerchen sich umkleiden können, ehe der durch Geschäfte in Anspruch genommenen Mutter ihre Abwesenheit aufgefallen war. Diesmal war es anders bestimmt.

Als Minute um Minute verstrich, ohne daß Kathinka zum Vorschein kam, warf Frau Kerner sich endlich erschöpft in die Sophaecke; der Sturm tobte in ihr weiter, ihre Hände bebten so, daß sie unfähig gewesen wäre, die Nadel zu halten. Wo konnte das Mädchen sein? Woher konnte sie diese unglaubliche Kühnheit haben, in solcher Weise ihr zu trotzen? Wahrlich, es war hohe Zeit, daß Ordnung gemacht würde und daß Lieutenant Grünstein seine Braut heimführte! Dieser Zu-

stand war nicht mehr zu ertragen! Sollte sie sich bei dem Kampf gegen die offene Empörung der Tochter den Tod an den Hals ärgern? In Gedanken dieser Art erging sich Frau Kerner, von Zeit zu Zeit in die Küche stürmend, um nachzusehen, ob der Flüchtling sich etwa schon hereingeschlichen habe. — —

Indessen war Kathinka an demselben Orte angelangt, an welchen wir sie schon einmal begleitet haben. Heute übrigens brauchte sie, in dem Hause in der einsamen Gasse angekommen, nicht durch die Stube zu gehen, wo der Branntwein an seine Liebhaber verabreicht wurde, sie wanderte durch den langen dunklen Hausflur, ganz am Ende desselben zur linken Seite fiel ein Lichtschimmer durch eine angelehnte Thür, diese öffnete sich, Matuschka, welche die Tritte des jungen Mädchens erkannt hatte, erschien an der Schwelle und rief: „Hier mein Töchterchen, nur herein!"

„Gott sei Dank," flüsterte Kathinka eintretend, „daß ich glücklich da bin; mir will fast das Herz zerspringen."

„Kind! Kind!" murmelte Matuschka, dem Mädchen einen Sessel hinrückend, „was wagen wir! Thun wir nicht Unrecht? Wird der gute Gott mir verzeihen, daß ich Dich im Ungehorsam gegen Deine Mutter unterstütze? Du weißt doch —"

„Laß diese Bedenken," fiel Kathinka ein, „und beruhige Dich. Der liebe Gott wird Dir es nicht als Sünde anrechnen, daß Du mir Armen hilfst. Glaubst Du, ich hätte mich nicht auch gefragt, ob ich recht handle? Aber mein Gewissen ist zufrieden, es sagt, daß Alles in Ordnung ist. Ist es sicher, daß Er kommen wird?"

„Ganz gewiß! Er war ganz glücklich!"

„Ach Mütterchen, wenn Du wüßtest, wie lieb ich ihn habe! Aber das läßt sich nicht beschreiben. Wir können nicht leben ohne einander, wir müssen uns haben und da man uns trennen will, da man mit Gewalt mich dem häßlichen Lieutenant geben will, so werden wir, Halling und ich, uns heute berathen. Du wirst dabei sein, Mütterchen, vor Dir werden wir keine Geheimnisse haben, hörst Du!"

„Sei's darum," seufzte Matuschka. „Aber recht wohl ist mir bei alledem doch nicht zu Sinne."

„Was kannst Du fürchten? Es wird uns Niemand hier überraschen; habe ich Halling erst gesehen, dann will ich geduldig den Zorn meiner Mutter ertragen. Wenn er nur schon da wäre." Kathinka versank hierauf in Schweigen, Matuschka machte sich kopfschüttelnd an der Lampe zu schaffen, welche den Raum — ein ärmliches, schlecht möblirtes Kämmerchen — dürftig erhellte.

„Nett und einladend ist's nicht hier," sagte

Kathinka nach einer Pause, „aber mir könnte es im prächtigsten Gemach, im schönsten Palast nicht so gefallen wie hier zwischen diesen grauen Wänden."

„Das Geld, welches Du mir bei Deinem ersten Besuche gabst," bemerkte Matuschka, „reichte gerade hin, um diese Kammer für einige Tage zu miethen, die Leute forderten unmäßig."

„Laß sie, was liegt daran, wie ich meine kleinen Ersparnisse verwende; ich konnte doch unmöglich eine Zusammenkunft mit Halling im Zimmer der Wirthe halten. Käme er doch schon! Hörtest Du nichts auf dem Gang, Mütterchen?"

„Nein," antwortete Matuschka, „es hat sich nichts draußen gerührt."

Wieder trat eine Pause im Gespräch ein.

Nach ein paar Minuten fragte Matuschka plötzlich: „Aber höre, Kind, Du solltest mir doch sagen, was auf dem Zettel geschrieben stand, den ich in die Wiege des Prinzen Iwan legen mußte! Ich konnte darüber nicht einschlafen! Mir war es, als müßte meiner Schwester etwas Böses begegnen."

„Des Zettels wegen wahrlich nicht!" betheuerte Kathinka. „Glaubst Du, ich hätte das Herz, Dir etwas Arges zuzumuthen! Du solltest mich doch besser kennen."

„Warum dann das Geheimniß? Meinst Du,

ich sei eine einfältige Bäuerin, weil ich nicht schreiben und lesen gelernt habe?"

„Wie Du nur so reden magst! Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du mir diese Sorge allein überlassen sollst? Was ich that, war eine That der Nothwehr, die ich vor Gott verantworten kann. Wäre mein armer unglücklicher Vater der Herr im Hause, dann wäre ich nicht gezwungen gewesen, zu diesem Mittel zu greifen, das mich gegen die Nachstellung des Lieutenants schützen soll. Weiter aber will ich an das Geheimniß, um welches es sich handelt, nicht rühren, jedes Wort darüber scheint mir gefährlich."

„Die heilige Jungfrau stehe Dir bei, daß Du nicht schweres Unheil anrichtest!" Nach diesen Worten trat Matuschka an die Thür und lauschte hinaus, ob der Erwartete noch immer nicht komme.

Kathinka war bereits lebhaft beunruhigt; die Stunde, welche sie Halling hatte sagen lassen, war längst vorüber und sie hatte darauf gerechnet, bald wieder zu Hause sein zu können. Was für eine Ursache konnte Halling haben, so zu zögern? Er war ja ein freier Mann und Herr seiner Zeit. Aengstlich harrte Kathinka noch eine Weile, dann stand sie auf und trat zu Matuschka, indem sie ihr zuflüsterte: „Mütterchen, ich weiß nicht, was das bedeutet, ich fange an, Schlimmes zu besorgen. Sollte Halling wieder krank geworden sein?"

„Er war ganz wohlauf!“ antwortete Matuschka „und versprach, noch vor der Zeit an Ort und Stelle zu sein.“

„Aber es wird spät und er kommt noch immer nicht! Ich kann nicht fort, ich muß wissen, was ihn gehindert hat! O mein Gott, wenn ihm ein Unglück widerfahren wäre!“

„Willst Du, daß ich ihn suche, mein Kind?“

„Das wolltest Du thun, Mütterchen? Ach, ich danke Dir tausend Mal; eile, erforsche, was vorgefallen ist und erlöse mich aus dieser schrecklichen Angst!“

Kaum war Kathinka im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten, entsetzliche Gedanken bestürmten sie, sie preßte die Hände auf die klopfende Brust und warf sich wieder auf ihren Sessel. Als Matuschka verschwunden war und Stille und Einsamkeit sie umgaben, wagte sie kaum sich zu bewegen; wie ein Kind, das sich vor Gespenstern fürchtet, horchte sie in die Nacht hinaus.

Und ach, so blieb es lange, lange; hier und da schallten verworrene Stimmen aus dem anderen Theil des Hauses herüber, Töne, bei denen Kathinka zitternd zusammenfuhr; sie sprang auf und verschloß die Thür, um nicht einem Ueberfall durch Fremde ausgesetzt zu sein. Die Lampe flackerte trübe und knisterte; Kathinka eilte nachzusehen, ob das Oel noch nicht verzehrt sei; in völliger Dun-

kelheit bleiben zu müssen, das schien ihr unmöglich.

Eine Viertelstunde und noch eine waren so verstrichen, Kathinka meinte aber wenigstens zehnmal so lange gewartet zu haben.

Da endlich regte sich etwas auf dem Gange, es waren Männertritte! Jetzt pochte es an die Thür!

„Bist Du's, Matuschka?“ fragte das Mädchen leise.

„Ja, mein Kind,“ lautete die Antwort; es war Matuschka's Stimme, sie klang so seltsam verändert.

„Gelobt sei Gott,“ murmelte Kathinka. „Es muß doch Halling sein, der bei ihr ist!“ Schnell riegelte sie die Thür auf, Matuschka einlassend; hinter dieser stand ein Mann, der nun auch über die Schwelle trat, aber Halling war es nicht.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“ stammelte Kathinka vor dem Fremden zurückweichend.

„Wer soll ich sein?“ rief der Gefragte keck, „ein Freund, der es gut mit Euch meint!“

„Matuschka, was soll das?“ murmelte Kathinka. „Wen bringst Du? Wo ist —“

„Ihr wollt nach Halling fragen,“ fiel der Fremde ein, „darüber kann ich allein Euch Auskunft geben und eben deshalb bin ich da.“

„Aber, Mütterchen, so erkläre mir doch, was

das zu bedeuten hat," flüsterte das Mädchen, dicht an Matuschka sich drängend.

„Weiß ich's doch selber kaum," antwortete die letztere. „Als ich bei Halling's Hause ankam, stand dieser Mann unter dem Eingang; er hielt mich auf und wollte wissen, wen ich suche. Ich sagte, daß ich Halling sprechen müsse, darauf sagte er lachend, der sei nicht zu haben. Ich bemühte mich, an ihm vorbei zu gelangen, er ließ mich ein, blieb mir aber zur Seite und versicherte es sei unnütz, ich werde verschlossene Thüren finden. Und so war es auch, keine Spur von Halling."

„Ja, ja, er ist ausgeflogen," setzte der Fremde hinzu, „und an mich muß man sich wenden, um Aufklärung zu erhalten, das theilte ich der Alten mit und versprach ihr, sie zu begleiten."

„Aber warum mußtet Ihr selbst kommen? Wer seid Ihr?" fuhr Kathinka mit erstickter Stimme fort. „Mir ist es, als hätte ich Euch schon wo gesehen!"

„Kann wohl sein, strengt Euer Gedächtniß nur an! Aber ich habe den weiten Weg nur darum gemacht, weil ich Euch unter vier Augen sprechen muß! Also schickt die Alte da fort, sonst mache ich Kehrtum und Ihr könnt Euren Halling suchen, so lange es Euch gefällt."

Kathinka verwandte kein Auge von dem Fremden, während er sprach; ihr war es, als sei ihr

dieses häßliche, grinsende Gesicht bekannt und zwar däuchte es ihr, sie habe den Mann einmal im Laden mit ihrer Mutter beisammen gesehen. Er flößte ihr Abscheu und Widerwillen ein, aber die furchtbare Ungewißheit, die ihr die Brust zusammenschnürte, zwang sie zu dem Entschlusse, ihn anzuhören. „Gut," sagte sie, „geh', Mütterchen, und bleib auf dem Gange draußen, und Ihr sprecht, aber faßt Euch kurz!"

„Wer weiß, ob Ihr mich nicht bald bitten werdet, recht ausführlich zu sein!" entgegnete der der Fremde spöttisch. „Macht Euch fort, Alte."

Matuschka zog sich mit besorgten Blicken auf Kathinka zurück, die letztere lehnte die Thür nur an und stellte sich so, daß ihr der Ausgang im Rücken lag, während der Fremde in der Mitte der Kammer blieb. Dort setzte er sich auf den Sessel, den Kathinka inne gehabt hatte und sagte: „Mein Gesicht gefällt Euch nicht, schönes Kind! Nun, das ist nicht meine Schuld. Indessen werdet Ihr mich noch besser beurtheilen lernen, der Schein ist ein böser Heuchler. Der wackere Halling mit seinen süßen Augen könnte Euch das gelehrt haben."

„Keine Silbe weiter über Halling!" fiel Kathinka mit zurückweisender Kälte ein. „Nicht darum blieb ich mit Euch allein, um Eure Lästerungen zu vernehmen!"

„Aber meine Neuigkeiten sind Euch willkommen! Nur Geduld, Eins nach dem Andern!“

„Wenn ich Euch glauben soll, so beginnt damit, Eueren Namen zu nennen!“

„Ich heiße Gregor, mein Engel; gefällt Euch dieser Name? Halling ist mein Meister und ich kenne ihn besser, als Ihr.“

„Ihr arbeitet in Halling's Werkstatt?“ forschte Kathinka, in der ein Verdacht auftauchte, welcher fast sogleich zur Gewißheit wurde.

„Ja, bisher wenigstens war es so. Doch, seid Ihr nun wohl mit Eueren Fragen zu Ende? Es ist besser, Ihr laßt mir das Wort, wir werden uns schneller verständigen. Seht, mein holdes Kind, Ihr seid in Halling vernarrt, das weiß ich und ich weiß auch, daß Ihr sehr unklug seid, ihn zu lieben, denn er vergilt Euch schlecht Euere Liebe. Wäre ich an seiner Stelle, nie brächte ich es über's Herz, auch nur eine Minute zu zögern, wenn solche Reize auf mich warteten! Aber Halling! Der hat andere Dinge im Kopf!“

„Erbärmlicher Lügner!“ rief Kathinka, die es kaum über sich hatte gewinnen können, Gregor ausreden zu lassen. „Nichtswürdige Verläumdungen! Wenn Ihr sonst nichts anzugeben wißt, dann spart Euere Worte!“

„Verleumdungen? Nun, wenn Halling treu ist, warum kommt er nicht? Wahrhaftig, ich schwöre

es Euch, Ihr könnt die ganze Nacht hindurch warten, Ihr werdet ihn mit keinem Auge sehen. Er hat merkwürdige Verbindungen, dieser ehrliche Meister; weiß der Himmel, wie er zu seinen vornehmen Damenbekanntschaften gelangt ist."

„Ah, will's da hinaus!" fiel Kathinka triumphirend ein, „gedenkt Ihr wieder die alten Märchen aufzuwärmen, die Ihr einst meiner Mutter hinterbrachtet. Ihr und kein anderer seid der Elende gewesen, der meine Mutter mit den Erfindungen über Halling bediente; Ihr habt, als Halling krank darniederlag, die Fabel aufgebracht von geheimen Abenteuern, von blutgetränkten Taschentüchern hoher Damen! Gott wird mir verzeihen, daß ich leichtgläubig und schwach genug war, an Halling's Treue zu zweifeln, Ihr aber bildet Euch nicht ein, daß ich mich noch einmal in solchen Netzen fangen lasse!"

„Ei, ei," murmelte Gregor spöttisch. „Ihr scheint Euerer Sache sehr sicher zu sein! Doch was hilft Euch die gute Meinung, da Halling nicht kommt, sie zu rechtfertigen?"

„Wenn ich ihn heute nicht sehe, wird sich morgen Alles aufklären," entgegnete Kathinka fest, „doch nun laßt uns abbrechen."

„Weder heute noch morgen werdet Ihr ihn wiedersehen," versetzte Gregor nach einer Pause, während welcher er seinen weiteren Angriffsplan

überlegte, „er kann nicht kommen, wenn er auch wollte.“

„Dann ist er krank!“ rief Kathinka erschreckend.

„Durchaus nicht, er ist so gesund wie ich, ihm fehlt nur eine Kleinigkeit: die Freiheit!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Machen wir's kurz, mein Kind; Halling schwebt in einer großen Gefahr, ich allein weiß darum und ich allein kann ihn retten, aber den Preis dafür müßt Ihr zahlen!“

„Mit Euch schließe ich keinen Handel ab.“

„Vielleicht doch, wenn Ihr erst begreift, daß Halling ohne mich verloren ist.“

„Ihr redet in den Wind, denn Ihr habt keine Beweise für Euere Behauptungen!“

„Wie, hat Euch die Alte nicht bestätigt, daß Halling's Wohnung leer und verschlossen ist? Geht doch selbst hin und überzeugt Euch, heute, morgen, wann Ihr wollt!“

„Das werde ich thun,“ stammelte Kathinka.

„Aber mir ist mit dem Aufschub nicht gedient,“ erwiderte Gregor, sich erhebend und auf das bebende Mädchen zutretend. „Ihr müßt Euch gleich entscheiden, ob ich Halling retten soll und Ihr selbst seid der Preis, um den ich es unternehme! Wollt Ihr nicht, dann ziehe ich meine Hand von ihm ab und überlasse ihn dem Verderben.“

Gregor log mit so frecher Stirne, daß Kathinka

einen Augenblick wirklich wähnte, es sei möglich, daß er die Wahrheit rede; ängstlich sann sie hin und her, wie sie in dieser schrecklichen Lage Zeit gewinnen könne, ohne ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben. Gregor beobachtete sie lauernd und sei es nun, daß die wahnsinnige Leidenschaft, die ihn durchglühte, ihn plötzlich fortriß, sei es, daß er meinte, durch Kühnheit das bestürzte Mädchen überrumpeln zu können — er breitete die Arme aus und ehe Kathinka es verhindern konnte, hatte er sie umschlungen und mit einer heftigen Bewegung an sich gerissen.

„Matuschka! Hilf mir!“ stöhnte die Ueberraschte, sich kräftig wehrend, da Gregor sie zu küssen suchte.

Augenblicklich wurde die Thür aufgestoßen und Matuschka, der die Unterredung schon viel zu lange währte, erschien; sie ergriff das Erste, was ihr zur Hand war, einen schweren Wasserkrug und hätte denselben unfehlbar auf Gregor's Kopf zerschmettert, wenn der wüste Geselle nicht in diesem Moment seine Beute loslassend zurückgewichen wäre. „Spitzbube!“ schrie Matuschka, „was unterfängst Du Dich!“

„Hätte ich nur die Thür vorher zugeriegelt,“ knirschte Gregor wüthend.

„Fort!“ rief Matuschka drohend.

„Die Alte lärmt mir das ganze Haus zusam-

men," murmelte Gregor, sich zum Ausgang wendend. „Thor, der ich bin, mir eine solche Gelegenheit entwischen zu lassen." An der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sagte höhnisch zu Kathinka, die weinend auf den Sessel gesunken war: „Aber einen Trost will ich Euch doch geben, bevor ich gehe, mein sprödes Kind. So wißt denn, Euer Halling ist ein Verbrecher, ein Verschwörer, ich selbst habe ihn dem Polizeimeister angezeigt, und nun sitzt er im Sack hinter Schloß und Riegel. Er wird bald mit der Knute Bekanntschaft machen, vielleicht wird er Euch etwas weniger gefallen, nachdem sie ihm die Glieder zerschlagen haben — wenn er's überlebt, der alberne Bursche!" Darauf stürzte Gregor hinaus und warf mit gellendem Lachen die Thür dröhnend hinter sich zu.

Zweites Capitel.

Die Kaiserin.

Wie ein Dieb in der Nacht zwischen Schlafenden dahinschreitet und sich unangefochten seines Raubes bemächtigt, so war die zu Gunsten Elisabeth's vollzogene Revolution beendet worden, ohne daß außer den zunächst Betheiligten eine Seele eine Ahnung gehabt hätte von dem großen Ereignisse; das gewaltige russische Reich hatte eine neue Regierung erhalten so rasch und leicht, wie man einen Handschuh wechselt. Als am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht die Bewohner von Petersburg aus ihren Betten stiegen und an ihre Geschäfte gingen, erfuhren sie, wie man etwa hört, es habe irgendwo ein Rauchfang gebrannt, daß die Tochter des Czaren Peter sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte.

Man war überrascht, man staunte die Begebenheit an, aber es fiel keinem Menschen ein, an Widerstand zu denken. So wenig geachtet war

die Regentin, so schwache Wurzeln hatte ihre Herrschaft geschlagen, daß es war, als hätte der Wind sie weggeweht; ihr Sturz schien mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses eingetreten zu sein, so daß man glauben konnte, auch eine andere nicht im Namen der legitimen Thronerbin ausgebrochene Bewegung würde ebenso leicht gelungen sein.

Im Residenzschlosse gab sich schon am frühen Morgen, noch bevor es hell geworden war, ein außergewöhnliches Leben kund. Geschlafen hatte Niemand viel, die Offiziere und Soldaten hatten das Trinkgelage fortgesetzt und sich dann, von den Geistern des Weins überwältigt, hingeworfen, wo sie eben Platz fanden. In der Wachtstube zechten einige der Tapfersten bis in den Tag hinein, unter diesen auch Graf Maximilian Ostermann, der sich nicht hatte überwinden können, in das öde Haus des Großadmirals zurückzukehren.

Elisabeth selbst hatte einige Stunden geruht in einem Gemache, welches man in aller Eile für sie eingerichtet hatte. Sie war indessen zu aufgeregt, um ruhig schlummern zu können, schon um fünf Uhr stand sie auf, ließ sich ein Morgengewand bringen und schickte nach Lestocq.

Der letztere war ebenfalls im Schlosse geblieben, er schlief fest, so daß man Mühe hatte, ihn zu wecken. Eine gute Viertelstunde verfloß, bis

er bei Elisabeth erschien. Diese reichte ihm, als er eintrat, die Hand und sagte lächelnd: „Es läßt mir keine Ruhe heute, mein wackerer Freund, ich habe zu viel zu thun, als daß ich warten könnte, bis die langsame Sonne heraufschleicht.“

„Ich begreife Ihre Eile, Majestät,“ antwortete Lestocq, Elisabeth's Hand küssend, „und ich würde mich gewundert haben, wenn Sie weniger erregt von dem Siege wären, der diese Nacht erfochten wurde.“

„Jede Minute ist mir kostbar, nachdem ich so lange unter Druck und Abhängigkeit mich beugen mußte,“ sagte Elisabeth weiter, „ich will nachholen, was ich versäumt habe!“

„Ich harre Ihrer Befehle, Majestät!“

„Bei den Entscheidungen, um die es sich zunächst handelt, sollen Sie, dem ich so viel verdanke, mein bevorzugter Rathgeber sein. Welche Auszeichnungen ich Ihnen zugedacht habe, das sollen Sie noch heute wissen. Aber nun rathen Sie, was meine erste Regierungshandlung sein wird!“

„Ich meine, Majestät, daß Sie über das Schicksal der Regentin und des Prinzen Iwan verfügen werden.“

„Die gewesene Regentin!“ fiel Elisabeth mit Nachdruck ein. „Doch davon nachher! Mein Sinn ist jetzt auf etwas Anderes gerichtet, das Loos

eines Unglücklichen gilt es zu erleichtern, der sich für mich geopfert hat."

Lestocq zögerte mit der Antwort, nachsinnend, auf wen Elisabeth anspiele; diese ließ ihm nicht lange Zeit, sondern setzte lebhaft hinzu: „Seit jener Nacht, in welcher der arme Schubin unter meinen Fenstern in Katharinenhof niedergeschlagen und gefangen wurde, quält mich der Gedanke an sein entsetzliches Schicksal."

„Es ist wahr," bemerkte Lestocq, „er hat durch seine heldenmüthige Befreiung des französischen Gesandten sich um Eure Majestät verdient gemacht; wenn der Marquis damals nicht hätte unerkannt entfliehen können, hätten wir auf dessen Unterstützung verzichten müssen!"

„Alles das habe ich mir unzählige Male vorgestellt und mein Gewissen mahnt mich, keine Minute zu verlieren, um Schubin zu retten. Wohin mag man ihn geschleppt haben? In welchem Winkel Sibiriens mag er seiner Erlösung entgegenschmachten?"

„Es wird unmöglich sein, darüber etwas Genaueres zu entdecken, Majestät."

„Leider fürchte ich, daß Sie Recht haben, Lestocq! Verbannte, wenn sie niedern Standes sind, verschwinden spurlos aus den Lebenden, in Sibirien selbst kennt man sie nicht unter ihrem wahren Namen. Es bleibt mir daher nichts Anderes

übrig, als einen Kourier abzufertigen, der die Orte, wo Verwiesene sich aufhalten, durchforscht und Schubin aufsucht."

„Wenn Eure Majestät einen zuverlässigen Mann wählen und ihm eine bedeutende Belohnung verheißen, zweifle ich nicht, daß es ihm gelinge, den Unglücklichen ausfindig zu machen."

„Gut, Lestocq, also an's Werk! Setzen Sie sich zum Licht und schreiben Sie die Ordre für den Kourier, ich werde das Papier unterzeichnen!"

Lestocq that, wie ihm befohlen worden war, ließ sich an einem Tische nieder und schrieb, während Elisabeth, sich an seinen Sessel lehnend, ihm die Worte diktirte. Als er fertig war, ergriff sie die Feder und vervollständigte das Dokument durch ihren Namenszug. Dann sagte sie triumphirend: „Nun weiß ich erst, daß ich Kaiserin bin, ich habe begonnen zu regieren! Noch heute soll der Kourier abreisen und er darf nicht eher wiederkehren, bis er Schubin gefunden hat. Sie, Lestocq, werden mir Jemanden vorschlagen, dem man diese Sache übergeben kann."

„Es wird meine eifrigste Sorge sein, daß diese Angelegenheit keine Stunde unnöthig verzögert werde," antwortete Lestocq sich erhebend. „Darf ich fragen, ob Eure Majestät schon überlegt haben, was mit den Verhafteten geschehen soll?"

„Sie meinen den Großadmiral Ostermann,

die Grafen Münnich und Potapoff, nebst noch einigen anderen? Man wird sie vor ein Untersuchungs-Gericht stellen, dessen Mitglieder ich selbst ernennen werde. Die Verbrechen, deren sich diese Leute gegen meine Person und mein Recht schuldig gemacht haben, sind übrigens so klar, daß es kaum einer langen Prozedur bedürfen wird."

Lestocq fühlte eine Regung von Mitleid, als er an Ostermann und Münnich dachte: beide waren hochbejahrt und hatten sich große Verdienste um den Staat erworben, Münnich war noch dazu schon längst nicht mehr Minister der Regentin; trotzdem wagte Lestocq kein Wort für die Bedrohten einzulegen, da er sah, daß Elisabeth von zu stürmischem Verlangen nach Rache beherrscht war.

Als ob die letztere Lestocq's Gedanken errathen hätte, fuhr sie lebhaft fort: „Ich weiß wohl, daß Ostermann und Münnich vielfach zum Besten Rußlands thätig gewesen sind, aber das ist Alles hinweggewischt durch ihr Verhalten mir gegenüber. Sie standen zwischen mir und dem Throne, sie wußten, daß mir allein die Nachfolge gebührte und begünstigten Andere; dafür müssen sie büßen!"

„Und der Prinz Anton Ulrich, seine Gemahlin Anna Karlowna und der Prinz Iwan?" murmelte Lestocq zögernd.

„Ich werde diese meine Feinde nicht vor Gericht stellen, das wäre überflüssig;" entgegnete

Elisabeth, „sie sollen Rußland verlassen, dann habe ich nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird sie nach Deutschland transportiren."

Diese Entscheidung gefiel Lestocq nicht, sie schien ihm gefährlich, aber er hielt es für klüger, nicht gleich dagegen zu protestiren, sondern bei günstiger Gelegenheit darauf zurückzukommen; für jetzt begnügte er sich zu fragen: „Soll der Prinz Ludwig mit seinen Verwandten zugleich die Reise antreten?"

„Ah," rief Elisabeth lachend, „den hätte ich fast vergessen! Er soll allein abreisen, und zwar gleich nach dem Frühstück, wenn die ihn erwartenden Neuigkeiten ihm nicht den Appetit verderben. Sie selbst, Lestocq, werden die Güte haben, ihm mitzutheilen, daß der Traum, den er hier geträumt hat, zu Ende ist. Doch genug davon, wir haben noch zwei sehr wichtige Dinge anzuordnen: Die Huldigung sämmtlicher in Petersburg liegenden Truppen und den Erlaß eines Manifestes an die Bevölkerung."

„Beides dürfte Ihnen nur geringe Sorge machen; die im Schlosse anwesenden Offiziere werden es übernehmen, die Einleitungen zur Huldigung zu treffen; wenn Ihre Majestät bei diesem Akte in Ihrer Generalsuniform erscheinen wollten, würde Ihnen die Armee sicher mit doppelter Begeisterung zujubeln!"

„Es mag drum sein,“ erwiderte Elisabeth lächelnd, „ich will die Uniform, in welcher ich mein Reich erobert habe, noch einmal anlegen. Das Manifest, in welchem ich dem Volke meine Thronbesteignng kundmache, soll heute verfaßt werden, ich werde es dann prüfen. Wir müssen uns darauf berufen, daß während der Minderjährigkeit Iwan's die Reichsverwaltung schlecht geführt wurde und daß die getreuen Unterthanen, besonders die Truppen von der Leibgarde, zur Abwendung von Unheil und Unruhen mich angefleht haben, die nach dem Rechte der Geburt mir zukommende Krone anzunehmen.“

„Man wird das Manifest zur Zufriedenheit Euerer Majestät entwerfen,“ versprach Lestocq. Dann setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Ehe ich nun mich entferne, um die mir ertheiten Aufträge zu vollziehen, will ich mich noch einer traurigen Nachricht entledigen —“

„Eine traurige Nachricht?“ unterbrach ihn Elisabeth. „Sie erschrecken mich!“

„Es ist besser, daß Euere Majestät durch mich von dem schmerzlichen Ereigniß unterrichtet werden, als durch Andere. Schon in der Nacht, als man mir die Vollziehung der Verhaftungen meldete, erfuhr ich, daß man in der Wohnung des Grafen Potapoff ein junges Mädchen aus einer tödtlichen Wunde blutend gefunden habe —“

„Paulowna!“ rief Elisabeth. „Sie ist todt!“

„Ja, Majestät; sie starb wenige Minuten, nachdem die Soldaten in das Zimmer des Grafen eingedrungen waren, ihre letzten Worte lauteten: „Sagt Elisabeth, daß ich mein Wort gehalten habe!“ Wie es scheint, wollte sie dem Grafen, der zu entfliehen suchte, den Ausgang verwehren, er entriß ihr den Dolch, den sie bei Ihnen sich geben ließ und stieß sie nieder.“

Elisabeth brach in heftiges Weinen aus; sie drückte die Hände vor das Gesicht und sank auf einen Sessel; Lestocq, der nicht weniger ergriffen war, blickte düster zu Boden.

Nach einer Weile sprang Elisabeth plötzlich auf und rief mit zitternder Stimme: „Der Gottverlassene, der das treue Mädchen so schmachvoll hingeopfert hat, soll es mir büßen! Das arme Kind! Sie starb für mich! Gehen Sie jetzt, Lestocq, ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Ihrer bedarf.“

Elisabeth gab sich, als Lestocq sich entfernt hatte, ganz ihrem Schmerze hin; ihr weiches Gemüth war tief erschüttert, sie malte sich das Ende Paulowna's, die sie um ihrer aufrichtigen Ergebenheit willen warm geliebt hatte, mit den grellsten Farben aus, sie fühlte sich von einem Schauer ergriffen, indem sie die Hand des Schicksals erkannte, das mit tragischer Gewalt vernichtend über das Menschendasein hereinbricht.

Schon erleuchtete der durch Nebel gedämpfte Tagesschimmer das Gemach und noch immer saß Elisabeth da, in Trübsal vor sich hinbrütend. Endlich raffte sie sich auf, machte ein paar Gänge durch das Zimmer und löschte die herabgebrannten Kerzen aus. Dann trat sie an ein Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Die frische, vom ersten Frost durchhauchte Morgenluft that ihr wohl, erquickte ihre brennenden Augen und stählte ihre Nerven. Wie sie so über den Platz und die anstoßenden Straßen entlang sah, in denen sich das erwachende Leben zu regen begann, wurde ihr wieder freier und leichter um's Herz, ihre Brust hob sich, stolzes Selbstbewußtsein schwellte ihre Seele.

So hatte sie es denn erreicht das Ziel, auf welches ihr Denken und Trachten, ihr Streben und Sorgen seit langen Jahren gerichtet gewesen war! Das Wagniß war geglückt; was noch zu thun blieb, war nicht der Rede werth, und sie war nun Kaiserin, unumschränkte Fürstin des großen Reiches, auf dessen Hauptstadt sie jetzt herniederblickte! Und unter demselben Dache mit ihr, nur durch ein paar Wände von ihr getrennt, befanden sich diejenigen, die sie selbst in demüthiger Abhängigkeit gehalten und bis in den Staub erniedrigt hatten! Von heute an war sie die Herrin, ihr Wille allein galt, ihr Befehl war Gesetz! Wehe

denen, die sich ihr nicht unterwarfen, die ihrer Größe nicht huldigten!

Elisabeth schloß das Fenster wieder; ihre Trauer um Paulowna war mäßiger geworden, sie gedachte des Opfers noch, aber mit weniger herbem Leid. Die Höhe, auf welcher sie stand, dehnte ihren Gesichtskreis aus, sie überflog berauscht das unermeßliche Gebiet, in welchem sie nun der belebende Mittelpunkt sein sollte.

Zu den Füßen ihres Bettes auf einem Sessel hing ihre Generalsuniform; sie legte die einzelnen Theile zurecht und begann sich anzukleiden; bei der Berührung dieses Gewandes überkam sie eine Erregung, die sie für männliche Entschlossenheit hielt, sie verschmähte es, sich helfen zu lassen, sie wollte allein ihren Anzug in Ordnung bringen. Als sie fertig war und auch den Degen um die Hüften geschnallt hatte, blieb sie vor dem Spiegel stehen und betrachtete sich mit Wohlgefallen. Fast hätte sie gewünscht, als Mann geboren zu sein, so viel Vergnügen verursachte ihr jetzt die soldatische Tracht, zu welcher sie sich am Abend vorher nicht ohne Befangenheit und Angst bequemt hatte. Sie nahm sich vor, die Uniform fortan in Ehren zu halten und in derselben bei feierlichen Gelegenheiten als Kommandant ihrer Leibgarde, wozu sie sich ernennen wollte, zu erscheinen.

Ein leises Klopfen an der Thür störte sie in

diesen Gedanken; auf ihren Ruf, wer da sei, wurde geöffnet und ihre Kammerfrau Marina meldete sich.

„Ah, Du bist's!“ sagte Elisabeth heiter, „Du kommst zu so früher Stunde!“

„Die ganze Nacht war der Schlaf mir fern,“ antwortete Marina, Elisabeth's Hand küssend, „ich habe gebetet zur heiligen Jungfrau, daß sie Euch auf dem gefährlichen Wege zur Seite stehe! Und als es Tag wurde, machte ich mich auf, um mir Gewißheit zu holen, daß Alles gut geworden sei, und um meine Kaiserin von Angesicht zu Angesicht zu sehen!“ Thränen der Rührung traten Marina in die Augen, sie vermochte nicht weiter zu reden, der Glückwunsch erstarb auf ihren Lippen.

„Ich danke Dir, Marina,“ entgegnete Elisabeth warm, „Du warst mir eine eifrige Dienerin, während ich in unwürdiger Abhängigkeit mich verzehrte, Du sollst auch von der Kaiserin nicht vergessen werden und stets soll Dein Platz in ihrer Nähe sein. Für den Augenblick bedarf ich Deiner Dienste indessen nicht, Du magst in dem anstoßenden Zimmer bleiben, wenn Du willst; wir haben noch keine Zeit gehabt, uns hier nach unserer Bequemlichkeit einzurichten.“

Marina zog sich zurück, Elisabeth machte ein paar rasche Gänge durch das Gemach, dann blieb sie sinnend stehen; ihr Wesen verrieth jetzt eine

gewisse Unentschlossenheit, sie war entzweit mit sich selbst, sie dachte an etwas, das auszuführen sie zauderte. Der Gedanke aber, der anfangs nur schüchtern in ihr aufgetaucht war, wurde immer mächtiger und verwandelte sich zuletzt in einen heißen sehnsüchtigen Wunsch. „Gehört diese Stunde nicht mir?“ sagte sie zu sich selbst. „Darf ich nicht dem, was wie ein süßer Traum mich lockt, folgen, da keine ernste Pflicht mich zurückhält? Ist doch der Umstand, daß gerade in diesem Moment Marina kommen mußte, ein Wink des Schicksals, den nicht zu benutzen Thorheit wäre. Aber Schubin! Ist die Erinnerung an ihn schon ganz aus meiner Seele getilgt? Nein, das ist sie nicht, das soll sie auch niemals; auch will ich ja die Macht, die ich kaum errungen, zuerst für ihn verwenden. Er soll frei werden, ich will ihn wiedersehen und mit vollen Händen das Glück über ihn ausschütten! Aber er ist fern von hier, Monate, viele Monate können verstreichen, ehe man seine Spur entdeckt. Und soll ich bis dahin von der Trauer um ihn mich ganz niederdrücken lassen? Soll ich jede freundliche Stimme meines Herzens ersticken? Nein, ich will der Gegenwart ihr Recht lassen und will meine Freiheit, die ich mit heißer Noth erobert, nicht wieder in neue Ketten schlagen.“

Die letzten Worte hatte Elisabeth unabsichtlich

lauter vor sich hin gesprochen, ihre unentschiedene Haltung war gewichen und mit elastischen Schritten näherte sie sich, indem sie murmelte: „Es sei, ich will ihn sehen!“ der Thür; sie brauchte dieselbe nur zu öffnen, um sogleich Marina zu ihrer Verfügung zu haben; sie winkte die letztere, die an einem Fenster stand, herbei und raunte ihr einen Befehl zu.

Marina, gewohnt an stummes Gehorchen, verschwand, sobald sie Elisabeth's Weisungen begriffen hatte, die letztere kehrte in ihr Zimmer zurück und setzte sich; sie hatte das Bedürfniß, wenigstens äußerlich eine Ruhe zur Schau zu tragen, die ihr jetzt fehlte; ihre Züge drückten gespannte Erwartung aus, sie lauschte auf jedes Geräusch, das sich vernehmen ließ. Es verstrich geraume Zeit, ohne daß Marina wiederkam; Elisabeth begann zu fürchten, daß andere Angelegenheiten ihren Wunsch durchkreuzen würden und sie tadelte sich, daß sie es nicht vorgezogen hatte, bis zu einem gelegenern Moment die Begegnung aufzuschieben, welche sie soeben eingeleitet hatte. Geduld war indessen nie ihre Tugend gewesen und so war es natürlich, daß sie in ihren neuen Verhältnissen dieselbe am wenigsten zu üben wußte. Trug sie doch schon seit mehreren Tagen das Verlangen mit sich herum, dessen Erfüllung sie mit solcher Eile betrieb.

Die Vorstellungen, welche Elisabeth eben jetzt beschäftigten, führten sie im Geiste zurück bis zu jenem Morgen, wo sie zum letzten Male die Hofkapelle besucht hatte. Damals war der entscheidende Beschluß, dem sie die Herrschaft verdankte, noch nicht gefaßt gewesen, schwankend in qualvoller Unentschiedenheit und zugleich trauernd um den Verlust Schubin's, hatte sie zerstreut ihre Andacht verrichtet.

Unter diesen Verhältnissen hatte das Wiedererblicken einer ihr schon bekannten, aber früher nicht sonderlich beachteten Persönlichkeit einen überraschenden Eindruck auf sie hervorgebracht. Schon seit längerer Zeit befand sich unter den Hofsängern ein junger Mann von niedriger Herkunft, dessen schöne Stimme von Allen, die sie hörten, bewundert wurde. Auch Elisabeth hatte öfter Wohlgefallen an den Tönen dieses Sängers gefunden, ja sie hatte sich gelegentlich nach dem Namen dieses auch durch andere körperliche Vorzüge ausgezeichneten Mannes erkundigt, jedoch ohne eine besondere Absicht damit zu verbinden. Nachdem nun aber Schubin ihr entrissen und ihr Herz doppelt des Trostes bedürftig geworden war, wirkte die seltene Stimme des jugendlichen Sängers mit verstärkter Gewalt auf sie; ihr Leid schien ihr weniger schwer, während die einschmeichelnden Töne an ihr Ohr schlugen, sie fühlte sich eingewiegt in

eine besänftigende Träumerei, sie gab sich willig diesem Einflusse hin.

Wieder zu Hause angelangt, hatte sie Zeit gehabt, dem, was in ihr vorging, nachzuhängen, den Phantasien, welche allmälig immer lebhafter sie bestrickten, ihren Lauf zu lassen, und noch ehe sie selbst es ahnte, stand sie auf dem Punkte, wo das Weh um ein zerstörtes Glück sich in die Sehnsucht nach einem neuen Glücke auflöste. Als sie dann versuchte, sich Rechenschaft über ihre Bewegung zu geben, trat mit der anbrechenden Klarheit auch sogleich das Verlangen ein, dem Zuge, der sie beherrschte, zu folgen. Mit ihrem Charakter waren lange Bedenklichkeiten nicht vereinbar und bereits als Lestocq damals ihre scheinbar grundlose Heiterkeit aufgefallen war, hatte sie den Vorsatz gefaßt, der heute ausgeführt werden sollte und mit welchem die von Marina zu vollziehende Sendung zusammenhing.

Elisabeth's Ungeduld war nun allmälig auf das Höchste gestiegen, da Alles still blieb; wäre nur wenigstens Marina erschienen, um ihr zu sagen, daß sie die Botschaft überbracht hatte! Elisabeth vergaß ganz, daß es noch früh am Morgen war und daß derjenige, den sie erwartete, gewiß erst seinen Anzug vollenden mußte. Unwillkommene Vermuthungen belästigten sie; es war ja möglich, daß der Gerufene in ihr nichts Anderes

als die Kaiserin sah, daß er längst durch zarte Bande gefesselt war. Sollte er noch nie ein weibliches Auge auf sich gezogen haben? Elisabeth fühlte Unmuth und Zorn in sich emporflammen.

Da erscholl ein Geräusch von Tritten im Nebenzimmer, Marina war da und zwar nicht allein.

Elisabeth stand fast mechanisch auf, setzte sich aber ebenso schnell wieder, denn schon meldete sich Marina durch Klopfen, gleich darauf öffnete sich die Thür und ein junger Mann erschien auf der Schwelle. Er richtete stehenbleibend seine Augen einen Moment forschend auf Elisabeth, dann näherte er sich, während Marina die Thür hinter ihm zudrückte. Er war schön gewachsen und prangte in der Fülle der Jugendkraft, in seiner Haltung lag etwas Keckes und Unbändiges; man sah ihm an, daß er die Hofluft noch nicht lange geathmet hatte. Seine breite Brust umschloß ein mit Pelz verbrämter kurzer Rock, eine ähnlich verzierte Mütze warf er zur Seite, indem er sich jetzt dicht vor Elisabeth auf ein Knie niederließ und sein von dunklen Locken umwalltes Haupt senkte.

„Alexis Rasumowski!“ sagte Elisabeth, ihm die Hand zum Kusse reichend, „Deine Kaiserin befiehlt Dir, Dich zu erheben!“

Er stand auf, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Ich habe viel von Dir gehört, Alexis,“ fuhr Elisabeth etwas befangen fort. „Du hast wunderbare Schicksale erlebt; erzähle mir von Deiner Herkunft!“

„Majestät,“ antwortete Alexis jetzt mit melodischer Stimme, „mein Schicksal verdient nicht die Aufmerksamkeit der Kaiserin zu erregen, ich bin der Sohn eines Bauers.“

„Eben deshalb interessirt mich Dein Loos,“ bemerkte Elisabeth, „wer hat Dich nach Petersburg gebracht?“

„Schon als Knabe wurde ich in einen kleinen Ort geführt, wo man mich als Kirchensänger verwendete. Ein Oberst, dem mein Gesang gefiel, schickte mich hierher, wo man mich unter die Hofsänger aufnahm.“

„Es scheint nicht, als ob Du glücklich wärest?“

„Glücklich? Nein, noch bin ich es nicht; ich habe mich noch nicht daran gewöhnen können, unter strenger Aufsicht und in die Mauern eines Palastes eingeschlossen zu leben.“

„So strebst Du nach Höherem?“

„Ich hatte bisher keinen freien Willen, Majestät; ich wußte nur, daß ich den Befehlen, die man mir ertheilte, zu gehorchen hatte.“

„Die Natur hat Dich mit einem seltenen Talent ausgestattet, Alexis, aber Du sollst ferner

nicht gezwungen werden, es gegen Deinen Wunsch auszuüben. Ich habe Dich singen hören und habe Deine Stimme wie Andere bewundert. Jetzt ließ ich Dich rufen, weil ich will, daß Du über Deine Zukunft frei verfügst. Du darfst Dir eine Gnade ausbitten."

„Eine Gnade, Majestät? Ich will meiner Kaiserin auf dem Platze dienen, auf welchen sie mich stellt."

„Du verlangst also, daß ich selbst über Dich entscheide? Das soll geschehen. Ich möchte das Vergnügen, welches mir Dein Gesang gewährt, nicht entbehren, ich will mich öfter desselben erfreuen und darum sollst Du aus der Zahl der Hofsänger ausscheiden und in meiner Umgebung sein."

Wieder kniete Alexis nieder und neigte sich über die ihm dargebotene Hand der Kaiserin. Elisabeth schwieg und blickte ohne ihn sofort wieder aufstehen zu lassen, auf seine männlich schönen Züge hernieder. „Er ist würdig," dachte sie, „ein Kavalier meines Hofes zu werden; er wird sie alle durch seine Vorzüge überragen." Sie vergaß in diesem Momente ganz die ernsten Aufgaben, die ihrer harrten, und überließ sich in selbstverlorener Träumerei der Wirkung, welche die Nähe dessen, der ihr schon längst nicht mehr fremd war, auf sie äußerte. „Alexis," murmelte sie endlich, ihn

leise emporziehend, „ich habe mich beeilt, Dich kommen zu lassen, weil ich mich danach sehne, meine Macht zu gebrauchen für diejenigen, denen ich wohl will, meine Gnade ist Dir von heute an gewiß —"

Elisabeth konnte nicht weiter sprechen; ein Klopfen an der Thür unterbrach sie und ehe sie noch geantwortet hatte, wurde Lestocq sichtbar; eilig kam er herzu und sagte sich verbeugend: „Verzeihung, Majestät, die Zeit drängt; wir dürfen die Huldigung nicht länger verschieben!"

„Es ist gut, ich bin bereit," entgegnete Elisabeth aufspringend, barsch.

Betroffen entfernte sich Lestocq; es war das erste Mal, das Elisabeth einen solchen Ton gegen ihn gebraucht hatte.

Als er fort war, drückte Elisabeth ihren Hut auf die Stirn und verabschiedete sich von Alexis mit den Worten: „Geh, ich werde Dich noch heute wiedersehen." Dann folgte sie Lestocq mit schnellen, fast dröhnenden Schritten.

Drittes Capitel.

Neue Prüfungen.

Wir wenden uns, um zwei Tage zurückgreifend, nun wieder zu Kathinka. All' das bittere Leid, welches sie schon getragen hatte, seit sie Halling liebte, däuchte ihr klein und unbedeutend im Vergleich mit der Qual, die ihr Inneres zerriß an jenem Abend, wo anstatt des sehnsüchtig Erwarteten Gregor in der Wohnung der Amme erschienen war. Jedes der höhnenden Worte Gregor's hatte sich wie mit eisernen Krallen in ihr zuckendes Herz gegraben; sie hätte laut aufschreien mögen, um sich Luft zu machen. Ihrem namenlosen Jammer gegenüber stand Matuschka, nachdem Gregor des Triumphes seines Hasses sicher, sich entfernt hatte, rathlos da; kein tröstendes Zureden, kein Bitten, sich zu fassen, konnte Kathinka beruhigen.

Vergeblich betheuerte Matuschka: „Er hat gelogen, dieser Spitzbube, ich sah's ihm an, daß er

Arges im Schilde führte; beruhige Dich, mein Kind, geh nach Hause zu Deiner Mutter!"

„Zu meiner Mutter!" schluchzte Kathinka auffahrend, „ja zu meiner Mutter, damit das Maß meines Elends voll werde."

„Einen oder zwei Tage werde ich um Deinetwillen noch hier bleiben," fuhr Matuschka fort, „ich werde Halling aufsuchen und Alles wird sich erklären."

„Du wirst ihn nicht finden," antwortete Kathinka tonlos, „ich habe es nur zu gut gefühlt, daß dieser Mensch die Wahrheit berichtet, zum Theil wenigstens! Halling ist kein Verschwörer, das glaube ich nicht, aber Gregor kann in seiner Bosheit irgend etwas ausgesonnen haben, wodurch Halling verdächtigt wurde. Hätte er mich warten lassen, wenn er frei wäre? Das ist unmöglich!"

„Du redest Dir selbst das Schlimmste ein, mein Kind!"

„Wie soll ich nicht? Weiß ich doch, daß Halling ohne sein Wissen in gefährliche Dinge verwickelt wurde! Und das wird er zu benutzen gewußt haben, dieser Elende, der von jeher danach trachtete, mich von Halling zu trennen."

„Gott strafe ihn, den Frechen, der wie ein wildes Thier über mein Töchterchen herfiel!"

Kathinka drückte schweigend ihr von Thränen benetztes Gesicht in die Hände. Plötzlich sprang

sie auf und rief: „Ich kenne meine Pflicht! Ich weiß, was ich zu thun habe! Halling soll nicht von mir sagen, daß ich ihn im Unglück feig im Stiche ließ!“

„Was willst Du beginnen, mein Kind?“ fragte Matuschka besorgt.

„Mir bleibt nur noch ein Weg offen und den werde ich gehen — zur Regentin.“

„Zur Regentin? Ach, was wird das helfen? Wirst Du Dir nur Gehör verschaffen können?“

„Ich hoffe es; Gott wird mir beistehen, daß ich bis zu ihr gelange; ich werde ihr mittheilen, daß ich es war, die ihr die Warnung zukommen ließ vor einer Verschwörung, ich werde sie auf den Knieen anflehen, daß sie mir meinen Geliebten wiedergebe und ich werde Worte finden, ihr Herz zu rühren.“

Erstaunt vernahm Matuschka diese Reden. „Wie,“ murmelte sie „also war es wohl eine Warnung für die Regentin, welche ich in die Wiege des Prinzen Iwan legen mußte!“

„Ja, das war es! Gereut es Dich, daß Du mir diesen Dienst geleistet hast?“

„Nein, mein Töchterchen, es war doch nichts Böses dabei! Aber ich fürchte, daß Du Dich selbst in Gefahr begibst.“

„Was liegt daran, wenn Halling mir verloren ist. Mein Entschluß steht fest; ich bitte Dich,

morgen noch einmal nach Halling's Wohnung zu gehen, findest Du bestätigt, was Gregor behauptet, dann weiß ich, daß nichts mich zurückhalten kann. Bringe mir Nachricht, sobald Du erfahren hast, was ich wissen muß."

„Das kann ich Dir nicht abschlagen, aber bedenke wohl, welchen Schritt Du unternimmst!"

„Ich würde für Halling in den Tod gehen und sollte zögern, mich einer Fürstin zu Füßen zu werfen!" schloß Kathinka. „O, Du beurtheilst mich schlecht! Du begreifst nicht, was in meiner Seele sich regt!"

„Nein," erwiderte Matuschka kopfschüttelnd, „aber ich habe Mitleid mit Dir und will Dir beistehen!"

„Gute Nacht denn, laß mich morgen nicht zu lange ohne Kunde!"

„Gute Nacht, mein Töchterchen! Und sei geduldig!" flüsterte Matuschka, mit ihren groben Händen die Locken Kathinka's zurückstreichend und sie auf die weiße Stirn küssend.

Kathinka ging, von Matuschka wurde sie bis auf die Straße begleitet; dann, nach einem letzten Gruß, eilte sie nach Hause. Sie fühlte dunkel, daß ihr ein harter Empfang bevorstand, aber sie fürchtete sich nicht. Was konnte ihr geschehen, das jetzt auch nur den geringsten Eindruck auf sie gemacht hätte? Der gewaltigste Zorn ihrer Mut-

ter schreckte sie nicht; der Sturm mußte austoben und dann hatte sie Ruhe.

Als Kathinka, fast athemlos vom raschen Dahinfliegen, an ihrem Hausthore ankam, stieß sie auf die Magd, die ihrer zu harren schien; die letztere war vollständig außer sich und raunte Kathinka zu, Frau Kerner sei nahe daran, über ihr Verschwinden in Krämpfe zu fallen.

Ohne etwas zu entgegnen begab sich Kathinka durch die Küche in das zu ebener Erde befindliche kleine Zimmer; als sie die Thür öffnete, sah sie ihre Mutter erschöpft in der Sophaecke lehnen; ihr Vater, den man aus seinem Gemach geholt hatte, wandelte in fieberhafter Unruhe hin und her.

„Da ist sie!“ stammelte Frau Kerner emporschnellend.

„Um Gotteswillen, Kathinka!“ rief Kerner, „wo warst Du so spät in der Nacht?“

Kathinka ergriff die Hand ihres Vaters, küßte sie und sagte: „Zürne mir nicht, Du sollst Alles erfahren, aber jetzt nicht — ich kann nicht!“

Mit weit aufgerissenen Augen stand Frau Kerner da. „Sie kann nicht!“ wiederholte sie, „Sie kann nicht erzählen, wo sie war! Habe ich recht gehört?“

„Ja, Mutter,“ fuhr Kathinka fort, „ich weiß, daß ich ungehorsam gewesen bin, aber ich bin kein kleines Kind mehr —“

„Ein ungerathenes Kind bist Du!“ fiel Frau Kerner mit mißlautender Stimme ein, indem sie sich Kathinka drohend näherte. „Meinst Du, ich würde mich mit Ausflüchten abspeisen lassen? Die Wahrheit will ich wissen! Hüte Dich, mich zu täuschen!“ Der mächtig wallende Zorn erstickte die Worte auf Frau Kerner's Lippen, ihre Hände ballten sich.

„Kathinka,“ ermahnte Kerner, „reize Deine Mutter nicht durch Deinen Widerstand, sei offen! —“

„Dir, Vater, wenn Du es befiehlst,“ antwortete Kathinka, „werde ich Alles sagen, doch nicht jetzt gleich, ich würde in meiner Verwirrung nicht wissen, was ich sage.“

Kaum ließ Frau Kerner ihre Tochter ausreden; sie zitterte am ganzen Körper und murmelte mit fast unkenntlicher Stimme: „Zum letzten Mal! Wo warst Du?“

Kathinka blieb die Antwort schuldig. Kerner schien dem Auftritt ein Ende machen zu wollen, er drängte sich zwischen Kathinka und ihre Mutter; die letztere rief ihm befehlend zu: „Fort, laß mich allein mit ihr!“

„Wenn Du ruhiger sein wirst!“ sagte Kerner mit ungewohnter Festigkeit.

„Du auch!“ rief Frau Kerner. „Was fällt Dir ein? Habe ich mir je von Dir etwas vorschreiben lassen?“

„Leider war es nie so, wie es hätte sein sollen!“ stieß Kerner bebend hervor. „Wäre ich der Herr im Hause gewesen, es wäre Manches anders gekommen!“

Das war zu viel für die bis zur Besinnungslosigkeit erhitzte Frau. „Genug! Genug!“ schrie sie. „Wer befiehlt hier? Ich allein! Kathinka, her zu mir!“

Kathinka wich zurück und suchte ihren Vater mit sich zu ziehen, es gelang ihr nicht; Frau Kerner machte eine Wendung zur Seite und ergriff ihre Tochter beim Arm.

Kerner entschlossen, Kathinka zu schützen, machte sie los, aber schon fühlte er, daß er seine Kraft überschätzt hatte, die furchtbare Aufregung trieb ihm das Blut zum Gehirn; der ganze, lang unterdrückte Groll, der sich seit Jahren in ihm angesammelt hatte, schäumte auf, die Demüthigungen, die er ertragen, wurden zu Furien und stachelten ihn zu unbezähmbarem Grimm. „Berühr' das Kind nicht!“ murmelte er, vor Kathinka tretend, „ich werde wieder gut machen, was ich versäumt habe, sie soll einen Vater an mir haben und Dir will ich zeigen, daß ich ein Mann bin.“

Kerner konnte nicht weiter sprechen; seine letzten Worte waren kaum verständlich gewesen, er rang nach Luft und sank wie vom Blitz getroffen

mit einem tiefen Seufzer zurück, Kathinka fing ihn in ihren Armen auf.

Obwohl erschreckt, glaubte Kathinka doch im ersten Moment an keine Gefahr, sie ließ ihren Vater, den sie für ohnmächtig hielt, auf einen Sessel nieder und rief nach Hilfe. Die Magd stürzte herein und mußte Wasser und Essig bringen. Während Kathinka diese Mittel anwendete, stand Frau Kerner regungslos da, der jähe Wechsel der Scene hatte sie förmlich versteinert.

Bald überzeugte sich Kathinka, daß das Bewußtsein ihres Vaters nicht zurückkehrte, nun bemächtigte sich ihrer die entsetzlichste Angst; sie trieb die Magd fort, einen Arzt zu holen; dann trug sie, von ihrer Mutter unterstützt, den Vater auf das Sopha. Bleich und mit entstellten Zügen lag er da; Kathinka sank in die Kniee und ließ ihrem Schmerz freien Lauf; Frau Kerner setzte sich zur Seite und starrte mit unheimlicher Ruhe auf den stillen Mann.

Es dauerte lange, bis der Arzt kam; er untersuchte Kerner und erklärte, daß dieser einen Nervenschlag erlitten zu haben scheine, sein Zustand sei gefährlich; dann nahm er einen Aderlaß vor.

Nach langen peinvollen Momenten öffnete Kerner die Augen ein wenig, aber die Sprache kam nicht wieder, auch konnte er kein Glied rühren. Es wurde ein Lager für ihn zurecht gemacht, dorthin

bettete man ihn. Frau Kerner ging, ohne ein Wort gesagt zu haben, der Arzt verweilte noch einige Zeit, dann verließ er Kathinka, nachdem er sie unterrichtet hatte, wie der Kranke zu behandeln sei.

Die Nacht war schon weit vorgerückt; Kathinka dachte nicht an Schlummer; ein Bild unsäglichen Leidens verbrachte sie die schweren Stunden einsam neben dem so schwer Heimgesuchten; ihre Augen waren trocken, sie hatte keine Thränen mehr.

Die Mahnung an den Tod trat düster vor ihre Seele. Gab es keine Rettung für ihren Vater und war auch Halling für sie verloren, wie konnte sie dann noch leben? Sie faltete ihre Hände und wendete sich von allem Irdischen weg zu dem Frieden der Ewigkeit. Es wurde ihr leichter um's Herz, sie konnte ohne Angst die Erlösung von allem Uebel durch den letzten Schlaf sich gegenwärtig halten.

Ein oder zweimal bemerkte sie, daß die Augen ihres Vaters sich auf sie richteten, aber seine Blicke waren irr, sie wußte nicht, ob er sie erkannte.

So verstrich die Nacht. Gegen Morgen hüllte die Ermattung Kathinka auf kurze Frist in wohlthuendes Selbstvergessen. Als die Magd leise eintrat, fuhr sie wieder empor und machte sich Vorwürfe, in der Sorge um den Leidenden lässig gewesen zu sein.

Ihre Mutter erschien; schweigend näherte sie sich dem Bett und sah Kerner an; nach einigen Minuten ging sie wieder, ohne durch eine Sylbe oder eine Bewegung verrathen zu haben, wie es in ihr beschaffen war; sie begab sich in den Laden und schloß die Thür auf. Später kam sie ab und zu wieder, ordnete auch dieses und jenes an, aber äußerte nichts, was auf den Zustand ihres Mannes, überhaupt auf die Ereignisse des Abends Bezug gehabt hätte.

Endlich fand sich auch der Arzt wieder ein; er machte wenig Hoffnung, doch meinte er, daß unmittelbar das Schlimmste nicht zu besorgen sei; vielleicht würde Kerner allmälig wenigstens die Sprache und theilweise die Bewegung erlangen; die pünktlichste Pflege war das Einzige, was zu beobachten war.

Kathinka blieb am Lager ihres Vaters, jeden Athemzug bewachend und belauschend, nur selten entfernte sie sich auf Sekunden.

Gegen Mittag meldete sich Matuschka; als sie hörte, was geschehen war und des Leidenden ansichtig wurde, stürzten ihr die hellen Thränen über die Wangen. Kathinka war mit ihrer Amme allein; leise fragte sie: „Ist es wahr, was Gregor behauptet?“

„Ja, es ist wahr; ich war in Halling's Hause.“ Das war Alles, was zwischen den Beiden ge-

sprochen wurde. Gleich nachher trat Frau Kerner aus dem Laden ein; von Matuschka begrüßt, antwortete sie mit einem kalten Kopfnicken; sie verließ das Zimmer nicht sogleich wieder.

Matuschka bemerkte, sie sei gekommen, um Abschied zu nehmen, sie müsse wieder auf ihr Dorf hinaus zu ihren Leuten.

„Ja, geh!“ sagte Kathinka. „Lebe wohl und habe Dank!“

„Gott sei mit Dir, mein Kind!“ schluchzte Matuschka.

Frau Kerner wendete sich ab mit einem frostigen „Glück auf den Weg!“ Als Matuschka fort war, schien sie plötzlich Lust zu haben, ihr nachzueilen, aber sie that nur einen Schritt, dann zuckte sie die Achseln und eilte wieder in den Laden.

In stiller Trauer verschwand der Tag für Kathinka. Der Entschluß, den sie am Abend zuvor gefaßt hatte, stand unerschütterlich fest in ihr, sie wollte ihre Pflicht gegen Halling erfüllen, aber heute konnte es nicht sein.

Gegen Abend zeigten sich bei Kerner Symptome einer leichten Besserung; er bewegte eine Hand ein wenig; seine Bemühungen zu sprechen hatten noch keinen Erfolg, er konnte nur unklare Laute lallen.

Die Nacht, vor deren Einbruch der Arzt sich wieder einstellte, brachte keine Veränderung mit sich. Kathinka, völlig erschöpft, hatte sich auf dem

Fußboden ihr Lager gemacht und schlief mit Unterbrechungen. Von Zeit zu Zeit stand sie auf und sah nach ihrem Vater. Gegen Morgen entdeckte sie, daß er friedlich schlummerte, seine Züge hatten ein freundlicheres Aussehen; seine Brust hob sich gleichmäßig.

Kathinka dankte Gott, denn sie fing an, vollständige Genesung für möglich zu halten; sie konnte nun auch wieder ernster ihr eigenes Schicksal und das Loos Halling's überlegen. Sie nahm sich vor, wenn irgend die Umstände es gestatteten, heute den schweren Gang in's Schloß zur Regentin zu wagen.

Später als am vorigen Tage kam der Arzt; verstört und hastigen Schrittes trat er ein; während er den Zustand Kerner's prüfte, zeigte er eine auffallende räthselhafte Unruhe. Kathinka verwendete keinen Blick von ihm, hielt es aber doch nicht für schicklich zu fragen.

„Dem Kranken geht es etwas besser," sagte er, „es wäre nun nothwendig, daß Sie ihn in ein abgelegenes Zimmer, wo er nicht durch Kommen und Gehen belästigt wird, brächten."

Kathinka versprach, sogleich dafür zu sorgen, daß ihr Vater in sein eigenes Zimmer getragen würde.

Noch gab der Arzt einige Befehle, dann machte er sich wieder auf; Kathinka begleitete ihn bis

an die Thür; dort flüsterte er ihr zu: „Wie es scheint wissen Sie noch nichts von dem großen Ereigniß?"

„Was für ein Ereigniß?" fragte Kathinka erschreckend.

„Vorsicht!" raunte er ihr in's Ohr, auf den Kranken deutend, „eine Kaiserin haben wir, bald werden Sie Näheres hören!" Damit verschwand er.

Kathinka war wie vom Donner gerührt; dunkel und schrecklich klang ihr diese Mittheilung, deren Zusammenhang sie mehr ahnte als begriff.

Auf der Straße, die sonst ziemlich einsam war, gab sich plötzlich ein seltsames Leben kund; aus der Ferne meinte Kathinka Trommelschall zu hören.

Sie öffnete die nach dem Laden führende Thür; ihre Mutter stand, trotz der Kälte, unter dem offenen Eingang und sprach mit Vorübergehenden.

„Was geht denn vor?" fragte Kathinka hinzueilend.

„Bleib bei dem Vater!" antwortete ihre Mutter barsch.

Kathinka, verwirrt und geängstigt, zog sich wieder in das Zimmer zurück; jetzt ließ sich der Lärm der Trommeln deutlicher vernehmen.

„Barmherziger Gott, was geht vor?" murmelte Kathinka.

Da kam die Magd aus der Küche, sie war athemlos und winkte mit Geberden der Bestürzung. Kathinka folgte ihr und lehnte die Thür hinter sich an.

Verwirrt und unklar erzählte die Magd, die von einem Gange heimgekehrt war, daß das Volk sich auf den Straßen sammle, daß an den Ecken große Zettel angeschlagen würden im Namen der Kaiserin Elisabeth, welche diese Nacht in das Schloß gekommen und die Regentin und den kleinen Iwan abgesetzt habe. Eine Menge Soldaten marschirten nach dem Schloßplatz, dort werde die Kaiserin erscheinen und sie schwören lassen.

Kathinka hörte das Alles und doch zweifelte sie noch immer, ihr Kopf faßte nicht, wie eine solche Begebenheit sich so schnell vollziehen konnte, aber ihr Gefühl strafte die Zweifel Lügen. Wußte sie ja doch schon lange, daß eine Verschwörung im Werke war, hatte sie ja selbst die Regentin warnen wollen. Und diese Warnung war zu spät gekommen, oder war nicht beachtet worden. Sie dachte an Grünstein, der als Theilnehmer des Komplottes jetzt zu den Siegern zählte und der als Preis des Sieges sie selbst verlangte. Mädchenhafte Neugier, mit Furcht vermischt, bemächtigte sich ihrer. Sie hätte hinauseilen mögen, um zu fragen und zu forschen, wie das Unerhörte sich zugetragen hatte.

Aber sie hatte hier Kindespflichten zu genügen, sie vergaß nicht, was der Arzt befohlen hatte und das sollte zunächst ausgeführt werden. Sie ließ durch die Magd einige von den Arbeitern ihres Vaters holen und leitete dann die Transportirung des Kranken in sein eigenes Zimmer, ohne die Hilfe ihrer Mutter zu beanspruchen; die letztere war im Laden geblieben und rief bald diesen, bald jenen Vorübergehenden an, um sich Neuigkeiten berichten zu lassen.

Als Kerner in seinem Zimmer untergebracht war, suchte Kathinka sich zu sammeln und sich Rechenschaft zu geben über das, was nun zu thun sei. Tröstlich war ihr der Gedanke, daß die Großfürstin Elisabeth, wenn sie sich zur Kaiserin gemacht hatte, alle diejenigen schützen mußte, die um ihrer Sache willen verfolgt wurden und zu diesen gehörte ja auch Halling. Wenn es ihr nur möglich wurde, sich der neuen Kaiserin zu nähern, dann wurde Halling gewiß augenblicklich in Freiheit gesetzt. Sie redete sich ein, daß es gar nicht anders kommen könne, freudige Gewißheit stillte allmälig das Bangen ihres Herzens und sie zitterte nur vor Ungeduld, des Momentes harrend, wo es ihr erlaubt sein werde, das Haus zu verlassen.

Kathinka wollte warten, bis ihr Vater schlummerte, damit er seine Pflegerin nicht vermißte, bis

zu ihrer Rückkehr sollte die Magd ihre Stelle vertreten. So verging der Vormittag, indem sie ihren Plan hin und her überlegte; wohl sagte sie sich, daß sie ein großes Wagniß zu bestehen im Begriffe sei, ein Wagniß, zu welchem nur die Liebe ihr Muth machen konnte, von den Schwierigkeiten aber, die ihr den Weg verlegen würden, hatte sie keine Ahnung; sie meinte, gerade heute, an einem so stürmischen Tage, müsse es leichter als sonst sein, der Herrscherin ansichtig zu werden; die Zweifel und Besorgnisse aber, welche in ihr auftauchten, verscheuchte sie durch das Wort: Es muß sein.

In nicht minder große Aufregung als Kathinka war deren Mutter durch die Nachrichten über die Palastrevolution versetzt worden; ihr erster und bald auch ihr einziger Gedanke war Grünstein. War der Gardelieutenant bei dem Unternehmen betheiligt gewesen? Hatten nicht seine versteckten Anspielungen diesem Ereigniß gegolten, von welchem er die ersehnte Beförderung hoffe? Gar zu gern hätte Frau Kerner Kathinka die Sorge für den Laden übertragen, um selbst ausgehen und Neuigkeiten erkunden zu können, aber sie meinte, Grünstein könnte indessen kommen und diesen hätte sie um keinen Preis verfehlen mögen. So oft sie durch die Fenster eine Uniform zu erblicken glaubte, pflanzte sie sich an der Thür auf, um den Schwiegersohn, der nun

Gott weiß was geworden sein mochte, zu empfangen. Ihre Ungeduld wuchs so sehr, daß sie alles Andere darüber vergaß.

Während des Essens blieb sie allein in dem Parterrezimmer; sie war ganz zufrieden, daß Kathinka nicht vom Bette des Vaters wich; zu Erklärungen war jetzt doch keine Zeit. Kathinka dagegen dankte Gott, daß ihre Mutter darauf verzichtet hatte, sie zu überwachen; sie hatte nur wenig genossen und harrte in peinlicher Spannung auf den Moment, der ihr für kurze Zeit ihre Freiheit geben sollte.

Der Nachmittag war noch nicht sehr weit vorgerückt, als dieser Moment erschien; Kerner war aus seinem halbwachen Zustand, in welchem er Kathinka durch seine Blicke gefesselt hielt, in festen Schlaf versunken, sofort legte Kathinka bessere Kleider an, die sie schon in der Nähe hatte und ließ die Magd durch einen der Arbeiter, die nebenan beschäftigt waren, rufen. Nachdem sie derselben befohlen hatte, sich nicht aus dem Zimmer zu entfernen, schlich sie sich davon und war in ein paar Sekunden auf der Straße.

Von dem ungewöhnlichen Leben der früheren Stunden war wenigstens in der Umgebung des Hauses nicht viel mehr zu bemerken; freilich gab es hier in dieser abgelegenen Gegend auch nichts, was die müßige Schaulust anziehen konnte. Je

näher dagegen die hastig fortschreitende Kathinka dem Schlosse kam, desto bewegter wurde es um sie her; nach jenem Punkte strömten noch immer Neugierige aus allen Klassen; einige Male gerieth sie sogar etwas in's Gedränge, wodurch ihre muthige Zuversicht nicht eben gestärkt wurde.

Als sie endlich auf den Platz vor dem Schlosse einbog und sah, daß auf demselben, trotz der empfindlich rauhen Luft die Menge wie ein Meer auf und ab wogte, schnürte es ihr förmlich die Brust zusammen. Ihre Beklemmung war so groß, daß sie unwillkürlich ein paar Sekunden Halt machte.

Bald jedoch besiegte sie diese Schwäche und wanderte vorwärts, sich selbst ausscheltend über ihre Feigheit; achtete ja doch Niemand auf sie, die Einzelne, die in der Masse verschwand, wie ein Sandkorn am Ufer der See. So kam sie langsam bis dicht vor den Haupteingang des Schlosses. Hier schied die Masse in Gruppen auseinander, aus denen dumpfes Murmeln und Flüstern erklang. Unter der Eingangshalle und weiter im Schloßhof, in den man hineinblicken konnte, war ein wirres Durcheinander von Soldaten zu sehen.

An jener Seite der Halle, wo die große Treppe ausmündete, befand sich ein mit vier Pferden be-

spannter und mit Gepäck beladener Reisewagen; dieser war offenbar der interessanteste Gegenstand für die Beobachter.

Auch Kathinka fiel der Wagen auf und sie stand still, vielleicht erfreut, eine Veranlassung zu einer kleinen Zögerung zu haben. Sie konnte sich nicht überwinden, an irgend Jemanden eine Frage zu richten, allein und schutzlos wollte sie am liebsten keinerlei Aufmerksamkeit erwecken. Doch lauschte sie nach den ihr zunächst sich haltenden Personen hinüber, ob es ihr glücke, Aufklärungen über die Ereignisse, die sich abgespielt hatten, und noch abspielen sollten, zu erhaschen.

Anfangs vernahm sie nur konfuses Hin- und Herreden, woraus sie keine bestimmten Schlüsse ziehen konnte, die Namen der Kaiserin Elisabeth, der Regentin, des Prinzen Jwan, der beiden Prinzen von Braunschweig schwirrten hinüber und herüber, dann wieder fing sie ein paar flüchtige Andeutungen auf über die Huldigung, welche die Truppen der Kaiserin hier auf dem Platze vor mehreren Stunden geleistet hatten.

Noch schwankte sie, ob sie nicht ohne längeres Säumen weiter gehen solle, da erscholl es auf einmal von rechts und links: „Jetzt, jetzt! Sie kommen, sie kommen!“

Mit neuer Beängstigung folgten Kathinka's Blicke der Richtung, nach welcher die Menge, die

Köpfe reckend und sich auf die Fußspitzen erhebend, begierig spähte.

Ein Kutscher hatte sich auf den Bock des Reisewagens geschwungen, ein Lakai öffnete den Schlag und gleich nachher erschien am Ende der Treppe eine verschleierte, in einen Pelzmantel gehüllte Dame, von einem ebenfalls in einen Pelz gekleideten Herrn geführt; als die Dame auf den Wagentritt stieg, wankte sie und wäre gefallen, hätte der Herr sie nicht gestützt. Nachdem sie im Innern des Wagens verschwunden war, folgte ihr rasch eine Wärterin mit einem Kind auf dem Arme; dann erschien noch ein Herr, eine große, unförmliche Gestalt; als auch dieser Platz genommen hatte, sprang zuletzt der Herr, welcher die Dame geleitet hatte, in den Wagen und zog den Schlag zu.

Jetzt rührte der Kutscher die Peitsche, die Pferde setzten sich in Bewegung, zugleich näherten sich zwei berittene Gardisten dem Wagen und blieben demselben, indem er dahin rollte, zur Seite.

Auf dem Platze vor dem Schlosse war indessen Todtenstille eingetreten und wie der Wagen mit seiner Eskorte den Weg durch die Menge zurücklegte, konnte man meinen, es handle sich um ein Leichenbegängniß oder um eine Hinrichtung, so feierlich und unheimlich war die Ruhe.

Auch Kathinka konnte sich dieses Eindruckes nicht erwehren; ein Schauer überlief sie, als sie

durch das nicht verhüllte Wagenfenster die Personen sah, die einem unbekannten Schicksale entgegengeführt wurden. Daß es die Regentin und ihre Angehörigen waren, darüber war nicht zu zweifeln. Aber wohin brachte man sie? Was hatte die neue Kaiserin über die Besiegten, die doch auch ihre Verwandten waren, beschlossen? Das unglückliche Kind, das ahnungslos im Arm der Wärterin lag, flößte Kathinka schmerzliches Erbarmen ein; was hatte das kleine Wesen, das noch nicht sprechen konnte, verbrochen? Was konnte es dafür, daß man ihm die gefährliche Last einer Krone in die Wiege geworfen hatte?

Kathinka vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten; ihre eigene Noth schmolz zusammen mit dem Schrecken über das dunkle Loos dieser Fürstenfamilie und zitternd starrte sie hinab in die unerforschlichen Abgründe des Lebens.

Diese weiche Stimmung Kathinka's wurde wohl nur von Wenigen in der Masse getheilt; die Regentin hatte es nicht verstanden, sich beliebt zu machen und wenn man auch gegen das Verhängniß, das sie ereilte, nicht gleichgiltig war, wenn man auch das Niederschmetternde der Katastrophe fühlte, so mischte sich das Mitleid kaum in die Sache.

Als der Wagen mit den bewaffneten Reitern nicht mehr zu sehen war, löste sich der Bann des

Schweigens, welcher die Zuschauer bis dahin gefangen gehalten hatte; anfangs erhob sich leises Geflüster, das dann immer mehr und mehr zu dumpfem Gemurmel anschwoll, man machte sich Luft über seine Vermuthungen und Ansichten und ein unbefangener Hörer hätte Gelegenheit gehabt, die abenteuerlichsten Dinge zu erlauschen. Zugleich drängte sich die Menge dem Wagen nach und der Platz begann sich zu leeren.

Nun kam Kathinka wieder zu sich selbst; ihr Herz zuckte krampfhaft auf bei der Rückkehr zu ihrer eigenen Lage, und das, was sie soeben hatte mit anschauen müssen, erschien ihr wie eine Vorbedeutung voll schwarzer Drohungen. Sie schloß die Augen, preßte die Hand auf die Brust und seufzte: „Gott im Himmel, steh mir bei in meiner Angst."

Aber trotzdem dachte sie auch nicht eine Secunde daran, ihr Vorhaben aufzugeben; ihr Vertrauen war erschüttert, aber ihr Wille blieb stark. So ging sie denn entschlossen ihrem Ziele zu.

In der Nähe des Palastes war es völlig menschenleer geworden, unter dem Eingange aber und im Hofe, so weit der letztere sich von außen überblicken ließ, hatte das bunte Treiben nicht abgenommen; Soldaten, meistens der Garde angehörend, schlenderten und standen herum; ihre Haltung war übermüthig, ihr Betragen geräuschvoll, man merkte

es ihnen an, daß sie ganz erfüllt waren von ihrer hohen Bedeutung, sie fanden es nicht nöthig, sich irgend einen Zwang anzuthun und sie hatten im Bewußtsein ihrer alle Gesetze der Disciplin aufhebenden Freiheit augenscheinlich des Guten zu viel genossen.

Die Offiziere, welche vereinzelt zugegen waren, kümmerten sich nicht um das tolle Wesen, ja sie stimmten wohl gar in den Ton der zügellosen Ungebundenheit mit ein.

Mitten in diese Wirthschaft hinein sollte Kathinka sich begeben. Das war schlimmer, als sie hatte ahnen können und als sie den Fuß in die Halle setzte, war es ihr, als müßte sie umkehren; das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Diese Schwäche überwindend und sich waffnend mit der Ruhe, welche Reinheit und Unschuld ihr einflößten, schritt sie gesenkten Blickes weiter.

Schon hatte sie die Hälfte der Strecke, welche sie von der Haupttreppe trennte, hinter sich, die ersten Soldaten, an denen sie vorübergekommen war, hatten nicht auf sie geachtet. Jetzt aber bot sich ihr ein Hinderniß; zwei Gardisten — einer davon war bereits ergraut im Dienste, der andere gehörte zu der jüngeren Mannschaft — kamen ihr entgegen und stellten sich vor ihr auf. Kathinka wollte sich seitwäets wenden, aber die Beiden machten durch eine Schwenkung ihr das Auswei-

chen unmöglich; sie fuhr zurück und dachte daran, zu entfliehen.

Um die Ausführung dieses Vorsatzes zu vereiteln, faßte der jüngere Soldat sie beim Mantel, zugleich rief er mit schwerer Zunge: „Seht nur da das schmucke Kind! Sie sucht ihren Liebsten, kein Zweifel! Wer ist denn der Glückliche; ich hätte Lust, ihm die Kleine streitig zu machen!"

„Warum beleidigt Ihr mich?" antwortete Kathinka zitternd, „laßt mich!"

„Nicht eher, bis Du gestanden hast, wer Dein Liebster ist!" versetzte der Aeltere, der seiner Sinne ebenfalls nicht ganz mächtig war.

„Ich habe keinen Liebsten! Ich bitte Euch, mich meines Weges ziehen zu lassen," murmelte Kathinka, indem sie vergebens sich loszureißen strebte.

„Du hast keinen Liebsten!" fiel der Jüngere triumphirend ein. „Um so besser, dann kannst Du mir Gesellschaft leisten. Du gefällst mir, meiner Treu."

Kathinka warf einen Blick der verzweifeltesten Angst nach allen Seiten, ob Niemand da sei, den sie zu ihrer Rettung herbeirufen könne. Aber überall gewahrte sie nur gleichgiltige oder lachende Mienen.

„Ergib Dich, Kleine," fuhr der Soldat fort, indessen er, den Mantel festhaltend, auch noch mit einer Hand Kathinka's Arm umklammerte, „ein

Mann wie ich ist wahrlich nicht zu schlecht für Deinesgleichen."

Kathinka, die nicht mehr zu sprechen im Stande war, versuchte den frechen Beleidiger mit aller Macht zurückzustoßen, aber sie reizte ihn dadurch nur zur Anwendung größerer Gewalt.

„Schaut doch, wie sie sich sträubt!" höhnte er. „Dafür soll sie gestraft werden; fort mit ihr in die Wachtstube!"

Roher Beifall folgte diesen Worten, die Umstehenden, die allmälig einen Halbkreis um die Gruppe gebildet hatten, so daß ein Entrinnen gar nicht mehr denkbar war, schienen geneigt, dem wüsten Burschen zu helfen, wenn er anders des Beistandes bedurfte. Indessen wartete er nicht darauf, mit einer schnellen Bewegung hatte er Kathinka mit seinem Arm umschlungen und drängte sie mit unwiderstehlicher Gewalt der Wachtstube zu.

Zu Tode geängstigt, raffte Kathinka sich zu einer letzten Anstrengung auf; umsonst! Noch ehe sie wußte, wie ihr geschah, sah sie sich unter der Thür des Wachtzimmers und ein Schrei, den sie ausstieß, hallte bereits von den Wänden des halbdunklen Raumes wieder; etwa ein halbes Dutzend Soldaten, die auf den Bänken der Ruhe gepflegt und die Scene bisher von Weitem beobachtet hatten, erhoben sich nun mit tumultuarischer Neugier.

Viertes Capitel.

Der Leibarzt der Kaiserin.

Genau zu derselben Stunde, in welcher Kathinka in eine so schreckliche Lage gerieth, kam Lestocq aus dem noch am Tage zuvor vom Grafen Potapoff bewohnten Hause und schritt gerade über den Platz nach dem bisherigen Palais der Großfürstin.

Eine traurige Pflicht hatte ihn in die Räume geführt, wo Potapoff als Gebieter geschaltet hatte; es galt, die Vorbereitungen zum Begräbnisse Paulowna's zu treffen. Elisabeth wollte, daß dasselbe mit würdiger Feierlichkeit begangen werde; zunächst hatte sie angeordnet, daß die Leiche in dem Prunkgemache des Grafen ausgestellt werde; von hier aus sollte sie abgeholt werden und die Dienerschaft des Mannes, von dessen Hand das Opfer gefallen war, sollte theils den Sarg tragen, theils ihm folgen.

Lestocq hatte die nothwendigen Befehle selbst

gegeben und den Beginn der Ausführung selbst überwacht. Wohl hätte er das Anderen überlassen können, aber er benutzte gern diesen Vorwand, um nicht während der Abreise der Regentin und ihrer Familie anwesend sein zu müssen. Elisabeth hatte, wie wir wissen, beschlossen gehabt, den Prinzen Ludwig nicht mit seinem Bruder und der Regentin zugleich zu entfernen, aber später hatte sie sich anders besonnen und verfügt, daß ein und derselbe Wagen sämmtliche Personen aufnehmen und sie unter Eskorte bis an die Grenze bringen sollte.

Lestocq war damit nicht zufrieden, es schien ihm bedenklich, die gestürzte Herrscherin nach Deutschland ziehen zu lassen, dennoch hatte er es schweigend geschehen lassen, da er es nicht für gerathen hielt, die durch ihr Machtbewußtsein berauschte Kaiserin am ersten Tage ihrer Herrschaft durch Widerspruch zu reizen. Die Klugheit schrieb ihm das um so mehr vor, als er bemerkt hatte, daß Elisabeth durch sein unerwartetes Erscheinen während ihrer Zusammenkunft mit Rasumowski unangenehm berührt worden war.

Das plötzliche Auftauchen dieses jungen Mannes gab Lestocq Ursache zu allerlei Gedanken. Woher kam das plötzliche Interesse Elisabeth's für denselben? Er mußte ihr große Theilnahme einflößen, da sie ihn in einem Moment rufen ließ

in welchem die wichtigsten Sorgen sie beschäftigten. Hatte sie die Absicht, ihn aus seiner dunklen Stellung in eine höhere Sphäre zu erheben? Und war Rasumowski, der unbeachtete, unbekannte Hofsänger, eine Persönlichkeit, welche den Umstand, daß die Augen Elisabeth's auf ihn gefallen waren, auszubeuten wissen würde? Hatte er Ehrgeiz? War er ein Charakter, den man fürchten müßte?

Alle diese Fragen hatten Lestocq sich aufgedrängt, ja ihn beunruhigt. Während er nun so über den Platz ging, richteten sich seine Augen zufällig auf die Fenster des Zimmers, in welchem Elisabeth, so lange sie in dem Palais weilte, am meisten sich aufzuhalten pflegte, Da stieg eine Erinnerung in ihm auf an jenen Morgen, wo er bei Elisabeth eingetreten war, als sie eben die Hofkapelle verlassen gehabt hatte. Er entsann sich, sie damals in einer ungewöhnlich heiteren Stimmung gefunden zu haben, er sagte sich, daß Rasumowski wohl die Ursache dieser Erregung gewesen sein könne und nahm sich vor, die Beziehungen Elisabeth's zu diesem Manne nicht als unwichtig und gleichgiltig zu betrachten.

Indessen war er in dem Palais angelangt; es lag so still und öde da, als stünde es völlig leer. In der Vorhalle war kein Portier zu sehen, auch auf der Treppe, über die er jetzt hinaufstieg und auf den Korridors begegnete ihm Niemand, das

Gebäude war wie ausgestorben. Lestocq eilte nach den Gemächern, die in seinem Besitz gewesen waren und klopfte bei dem Vorzimmer an. Nach wenigen Secunden wurde geöffnet und Lestocq's Diener zeigte sich hinter der Thür.

„Geh hinunter an das Hausthor," befahl Lestocq eintretend, „und warte dort; es wird sich vermuthlich bald eine Zofe aus dem Schlosse melden, Du geleitest sie hierher."

Der Diener verschwand und Lestocq begab sich in das zweite Zimmer; in derselben Secunde wurde die Thür eines anstoßenden Kabinets aufgemacht und ein Mädchenkopf kam zum Vorschein.

„Ich bin's, mein Fräulein!" rief Lestocq, Mantel und Hut ablegend. „Wagen Sie sich nur heraus!"

„Endlich! Dem Himmel sei Dank!" lautete die Antwort; zugleich trat Julie von Mengden, noch immer in der Uniform eines gemeinen Soldaten, hervor. „Ich meinte, meine Erlösung nicht mehr zu erleben," fuhr sie fort, Lestocq ihre Hand reichend, die er ehrerbietig an die Lippen drückte.

„Ich begreife vollkommen, daß Ihnen unheimlich zu Muthe war," entgegnete er dann, „aber es stand nicht in meinen Kräften, Sie eher als jetzt zu befreien."

„Nein," murmelte Julie, „Sie können nicht ahnen, wie beklommen mir um's Herz war. Meine

Phantasie bevölkerte die Einsamkeit mit den schrecklichsten Bildern."

„Aber Sie wußten doch, daß unser Unternehmen glücklich vollbracht worden war und daß Elisabeth einen leichten Sieg davongetragen hatte? Ich hatte wenigstens gegen Mittag einen Boten hergesendet, der meinem Diener Bericht erstatten sollte!"

„Das ist richtig, der Bote war hier und Ihr Diener hat mir mitgetheilt, daß Elisabeth Kaiserin sei und daß auch die Truppen ihr sämmtlich gehuldigt hätten. Trotzdem vermochte ich nicht, meine Befürchtungen zu verscheuchen. Ich mußte Sie selbst sehen und von Ihnen selbst hören, daß alle Gefahren beseitigt sind."

„Ja, das sind sie! Alles ist vorüber, Elisabeth hat keinen Feind mehr zu bekämpfen."

„Was ist aus der Regentin, aus ihrem Gemahl und dem häßlichen Prinzen Ludwig geworden?"

„Vermuthlich sind sie nebst dem kleinen Iwan schon auf dem Wege nach Deutschland."

„Welch' ein Sturz in die Tiefe!" murmelte Julie ernst. „Welch' grauenhafter Schicksalswechsel!"

„Wie es scheint," fragte Lestocq, „sind Sie geneigt, das Böse zu vergessen, welches die Regentin Ihnen zufügte und noch zufügen wollte?"

„Sie kann mir nicht mehr schaden," entgegnete Julie, „und darum kann ich Mitleid für sie empfinden. Wahrlich ihr Loos ist so bitter, daß ich in ihrer Lage fast den Tod vorgezogen haben würde."

„Diese Gefühle machen Ihnen Ehre, mein Fräulein, aber sprechen Sie doch nicht so leichthin vom Tode! Haben meine Bemühungen, Sie Fassung und Ergebung in das Unvermeidliche zu lehren, keinen Erfolg gehabt?"

„Mahnen Sie mich nicht an mich selbst, mein Freund! Ich darf Sie so nennen, Sie haben mir Ihre rettende Hand geboten, als ich mich verlassen und verloren sah; daß ich Ihnen danken kann, muß Ihnen beweisen, daß ich Ihren Schutz nach seinem ganzen Werthe schätze. Aber sprechen Sie nicht von dem, was ich noch nicht überwunden habe. Gönnen Sie mir Zeit."

Die letzten Worte brachte Julie nur leise über die Lippen, schmerzlich ergriffen senkte sie die Augen zu Boden, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen.

„Vergeben Sie mir," flüsterte Lestocq, „ich that Unrecht, eine noch blutende Wunde nicht zu schonen. Nichts würde mir mehr weh thun, als wenn Sie meinen könnten, ich wäre im Stande, von Ihnen zu verlangen, daß Sie ein bitteres Leid von sich abstreifen sollten; ich will nichts, was gegen die Gesetze der Natur wäre. Mein Beruf hat mich nicht

so hart gemacht, daß ich die Fähigkeit verloren hätte, mich in die Krankheit einer getäuschten Seele hineinzudenken."

Julie hatte halb abgewendet Lestocq zugehört; als er schwieg, sagte sie: „Und Sie müßten sehr klein von mir denken, wenn Sie für möglich hielten, daß ich von heute auf morgen mich hinwegsetzen könnte über einen Schmerz, der den Frühling meines Daseins grausam verwüstet hat."

„Nein, das sollen Sie nicht," betheuerte Lestocq. „Sie sollen nur nicht sich selbst und Ihre Zukunft verloren geben. Ich aber will Ihnen beistehen, daß Sie sich wieder finden und schon jetzt werde ich Ihnen beweisen, daß ich nicht blos mit Worten freigebig bin, sondern auch für Sie handle. Noch ehe die Nacht hereinbricht, werden Sie wieder eine Heimath haben."

„Eine Heimath?" fragte Julie lebhaft. „Haben Sie Zeit gewonnen, bei den großen Aufgaben, die Sie heute zu erfüllen hatten, auch für mich thätig zu sein?"

„Hatte ich dadurch, daß ich Sie hierher brachte, nicht die Pflicht übernommen, weiter für Sie zu sorgen?" entgegnete Lestocq. „Wahrhaftig, ich wäre eine schlechte Stütze, wenn ich mich nur einen Moment zwischen Sie und die Verzweiflung gedrängt hätte, um Sie dann wieder sich selbst zu überlassen. Das wäre kein Verdienst, das wäre

das Resultat einer flüchtigen Aufwallung gewesen. Nein, ich will Ihnen, wenn auch nicht die Seelenruhe, so doch wenigstens die äußere Sicherheit wiedergeben, deren Sie zur Genesung bedürfen. So melde ich Ihnen denn hiermit, daß Sie zur Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth ernannt worden sind."

„Hofdame der Kaiserin!" rief Julie erstaunt. „Das haben Sie für mich durchgesetzt?"

„Es kostete mich wahrlich kaum ein paar Worte," entgegnete Lestocq lächelnd. „So viel Wohlwollen die Kaiserin mir auch beweisen mag, war es in diesem Falle weniger meine Fürsprache, die Ihnen Elisabeth's Huld erwarb, als die Thatsache, daß Sie von der Regentin gehaßt und verfolgt wurden. Wären Sie bis zum letzten Augenblicke am Hofe gut angeschrieben gewesen, wie früher, dann hätte man Sie vielleicht mit der gestürzten Regentin nach Deutschland geschickt, Sie sehen also, daß die Ungnade zur rechten Zeit eintrat."

„Ja zur rechten Zeit!" fiel Julie ein. „Und doch, Lestocq, hat mir die Regentin mit ihrem Haß sehr weh gethan! Sie hatte keine aufrichtigere Freundin als mich; ich bot Alles auf — Ihnen darf ich das jetzt gestehen — die Regentin zu energischen Entschlüssen anzutreiben."

„So, so! Sie konspirirten gegen uns!" murmelte Lestocq mit drohend gehobenem Finger.

„Ein wenig," antwortete Julie erröthend. „Die Großfürstin kannte ich kaum, der Regentin war ich Treue schuldig und ich sagte ihr daher, daß ihr gewiß nichts Anderes übrig bleiben werde, als sich zur Kaiserin zu machen, wenn sie gegen Verschwörungen sicher sein wolle."

„Und nahmen Sie das Alles aus Ihrem eigenen kleinen Kopf?"

„War das so schwer zu entdecken? Uebrigens leugne ich nicht, daß ich auch durch Gespräche mit — mit einem Offizier von der Garde auf die Gefahren, welche der Regentin drohten, aufmerksam gemacht wurde."

„Gut, daß Elisabeth davon nichts weiß, sie würde Ihnen das nie verzeihen!"

„Von jetzt an kann sie auf meine Ergebenheit zählen; die Bande, welche mich an die Regentin knüpften, sind von dieser selbst zerrissen worden, ich habe keine Verpflichtungen mehr gegen sie, ich gehöre der Kaiserin."

„Sie nehmen also die Stellung als Hofdame an?"

„Wie können Sie fragen, Lestocq! Wäre es nicht undankbar von mir, wollte ich mich Ihren edelmüthigen Bestrebungen gegenüber noch unschlüssig zeigen?" Bei diesen Worten reichte Julie Lestocq ihre Hand, die er herzlich drückte, indem er sagte: „Die Zimmer im Schlosse, welche Ihnen

früher gehörten, sind noch in dem Zustande, in welchem Sie dieselben verließen, man wollte dort nichts verändern, ohne Ihre Wünsche zu kennen, obwohl es mir Vergnügen gemacht hätte, Ihnen eine kleine Ueberraschung zu bereiten."

„Nein, keine Ueberraschungen!" antwortete Julie. „Ich will in der mir vertrauten Umgebung mich an das neue Leben gewöhnen. Und was ist denn am Ende neu daran? Bisher war ich Hofdame der Regentin Anna Karlowna, von nun an bin ich Hofdame der Kaiserin Elisabeth — das ist Alles." Julie versuchte unbefangen und gefaßt zu erscheinen, indem sie so sprach, aber der Ton ihrer Stimme strafte sie Lügen und ließ Lestocq erkennen, daß sie mit tiefer Bewegung kämpfte. „Es wird für Sie das Beste sein," sagte er, „wenn Sie recht bald wieder Pflichten zu erfüllen haben, die Ihnen wenig Zeit zum Grübeln freilassen."

„Noch eine Frage möchte ich an Sie richten," setzte Julie zögernd hinzu, „werde ich genöthigt sein, dem — Grafen Maximilian Ostermann oft am Hofe der Kaiserin zu begegnen?"

„Das glaube ich nicht, mein Fräulein."

„Was ist aus ihm geworden? Hat er Theil gehabt an dem Unternehmen gegen die Regentin?"

„In den Plan war er eingeweiht, kurz vor der Ausführung wurde er indessen auf Befehl der

Regentin verhaftet, wir fanden ihn als Arrestanten in der Schloßwache; als er befreit war, huldigte er mit den übrigen Offizieren der Kaiserin. Die Kaiserin hat ihn zum Obersten ernannt, doch scheint er nicht recht zufrieden zu sein; als ich heute mit ihm sprach, kam er mir düster und verstört vor."

„Also gehört er nicht zur unmittelbaren Umgebung der Kaiserin?"

„Nein; er wird nicht im Schlosse wohnen, auch in dem Hause seines Oheims mag Graf Maximilian nicht bleiben, er will so schnell als möglich eine neue Wohnung beziehen. Ich begreife das; es müßte sehr peinlich für ihn sein, dort zu weilen, wo er bisher der Gast des nun im Gefängniß sitzenden Großadmirals war."

„O Lestocq!" rief Julie. „Wie entsetzlich ist diese Zeit! Ich zittere bei dem Gedanken an das Schicksal derjenigen, welche durch die Revolution gestürzt worden sind."

„Ich vermuthe," fiel Lestocq ein, „daß es jenen kaum so schlimm ergehen wird, als es uns ergangen wäre, hätte die Regentin gesiegt. Wer seine Hände in dem Spiel um eine Krone hat, der muß wissen, daß, wenn er verliert, sein Kopf in Gefahr ist. Stellen Sie sich einmal vor, was geschehen wäre, hätte die Regentin sich zur Kaiserin gemacht! Hätte ich wohl hoffen dürfen,

mit der Verbannung nach Sibirien davon zu kommen?“

„Wie können Sie verlangen, daß ich über solche Dinge urtheile!“ murmelte Julie.

„Haben Sie nicht gestanden, daß Sie selbst der Regentin riethen, sich durch einen kühnen Streich sicher zu stellen? Haben Sie dadurch nicht zugegeben, daß Sie sich um die Politik kümmerten?“

„Muß ich bereuen, daß ich Ihnen das gestand?“ fragte Julie lächelnd. „Es lag doch sehr nahe, daß ich für die Zukunft der Regentin besorgt war; hätte ich nicht in mir selbst die Angst gefunden, so hätten Andere mich auf die drohenden Verhältnisse aufmerksam gemacht. Aber an die Folgen, an Gefängniß und Strafen dachte ich niemals!“

„Ohne das geht es aber nicht! Man muß die Gegner, welche man geschlagen hat, auch unschädlich machen. Wollte man das nicht, so bliebe man ja auf halbem Wege stehen.“

„Aber dem Sieger ziemt Milde und Barmherzigkeit!“

„Das leugne ich nicht und ich bin überzeugt, daß Sie nicht versäumt hätten, die Regentin zur Milde zu bewegen, falls jene die Krone errungen hätte. Auch für mich hätten Sie vielleicht ein gutes Wort einlegen können, aber es ist mir doch lieber, daß ich darauf nicht angewiesen bin!“

Kaum hatte Lestocq geendet, als sein Diener

sich meldete; er brachte die Nachricht, daß die erwartete Kammerfrau eingetroffen sei und daß ein Wagen vor dem Palais harre.

„Wohlan denn,“ schloß Lestocq, „so machen Sie Toilette und kehren Sie in das Schloß zurück. Ich eile voraus und zeige der Kaiserin an, daß sie die Freude haben wird, das schöne und liebenswürdige Fräulein von Mengden zu ihren Hofdamen zu zählen.“ Lestocq hatte diese Worte mit großer Wärme gesprochen und als ihm Julie jetzt zum Abschiede die Hand reichte, drückte er dieselbe vielleicht etwas länger an die Lippen, als die Sitte erforderte; dann nahm er rasch Mantel und Hut und ging.

Gleich darauf erschien Julien's Kammerfrau, um ihre wiedergefundene Herrin zu begrüßen und ihr beim Ankleiden behilflich zu sein.

Lestocq wanderte nun durch die dunklen Straßen nach dem Schlosse. Es war ihm seltsam zu Muthe. Die väterliche Theilnahme, welche ihm Julie einflößte, war mit Empfindungen anderer Art gemischt; er hatte dem reizenden Mädchen nicht so nahe treten können, ohne eine Verehrung zu fühlen, die bemerkbare Fortschritte machte. Zwar redete er sich ein, jeder Andere an seiner Stelle würde Julie mit denselben Augen ansehen, aber indem er sich darauf ertappte, daß er nicht ohne eine gewisse Unruhe an den Grafen Mari-

milian und dessen Beziehungen zu Julie denken konnte, wurde er sich bewußt, daß er aufgehört hatte, ein unparteiischer Bewunderer zu sein. „Bei aller Freundschaft für Maximilian," sagte er zu sich, „kann ich doch nicht behaupten, daß er dieses Mädchens würdig gewesen sei! Streckte er doch seine Hand nach dieser Blume aus, als gälte es nur sie zu brechen und sie dann dahinwelken zu lassen! Wie nahe war es daran, daß es so kam und ich selbst hätte dazu mitgewirkt, da ich den Vermittler machte!"

Es lief Lestocq siedendheiß durch die Adern, als seine Phantasie ihm ausmalte, wie leicht Julie die Beute des leichtfertigen Wüstlings hätte werden können. „Sollte Maximilian ein zweites Mal sich um sie bemühen," murmelte er, „dann würde er mich als Schützer an ihrer Seite finden!"

Indessen war er am Schlosse angelangt und schritt durch die Einfahrtshalle und über die Haupttreppe hinauf. Als er den Korridor erreicht hatte, strich ein junger Mann an ihm vorüber, der aus den Gemächern Elisabeth's kam. Es war Alexis Rasumowski.

„Schon wieder dieser Sänger aus der Hofkapelle! Seit heute Morgen die zweite Audienz!" brummte Lestocq zwischen den Zähnen, als Rasumowski verschwunden war. „Sollte man wirklich Lust verspüren, meinen Einfluß zu untergraben?

Sollte ich nur für Andere gearbeitet haben? Das wäre doch ein wenig zu früh und ich denke, es wird mir gelingen, Elisabeth zu zeigen, daß sie meiner nicht entbehren kann." Sofort bog er nach rechts, öffnete die Thür von Elisabeth's Vorzimmer und ließ der Kaiserin anzeigen, daß er seine Mission vollzogen habe.

Nach wenigen Secunden wurde er eingelassen und Elisabeth empfing ihn mit lebhaftester Freundlichkeit; doch unterbrach sie sich selbst in ihrer Anrede und rief im Tone der Ueberraschung: „Sie kommen ja zu mir mit der Miene eines Unglücksboten! Sie haben doch keine unangenehme Neuigkeit für mich?"

„Nein, Majestät, das nicht," antwortete Lestocq, indem der fast finstere Ausdruck seiner Züge sich gleich blieb, „aber der heutige Tag war so reich an großen Begebenheiten, daß ich trotz des erhebenden Siegesbewußtseins mich einer ernsten Stimmung nicht erwehren kann. Zudem komme ich soeben von einem traurigen Anblick; ich habe Paulowna gesehen."

„Sie waren im Hause des Grafen Potapoff?"

„Ja, Majestät; ich habe die Anordnungen zum Leichenbegängnisse selbst überwacht."

„Die Arme! Sie hat es um mich verdient, daß man ihr auf dem letzten Gange alle Ehre erweise," flüsterte Elisabeth, weich werdend.

„Paulowna's Tod muß schmerzlos gewesen sein," fuhr Lestocq fort, „ihre Züge sind nicht sehr entstellt; sie hat kein Glück gehabt auf Erden, nun hat sie wenigstens Frieden."

„Wissen Sie noch, Lestocq," fiel Elisabeth ein, „wie ich einst wachend träumte, ich sähe den Grafen Potapoff von Soldaten auf den Schlitten werfen, der ihn nach Sibirien bringen sollte? Ich war eine schlechte Prophetin, die Verbannung nach Sibirien wäre viel zu milde, den Mann muß eine andere Strafe treffen. Da Sie übrigens in Potapoff's Haus gewesen sind, haben Sie wohl auch in meinem bisherigen Palais einen Besuch abgestattet? Ist Ihre Schutzbefohlene, das Fräulein von Mengden, bereit, in meine Dienste zu treten?"

„Ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen! Als sie hörte, welch glänzendes Loos ihr bevorstehe, gelobte sie Eurer Majestät in treuester Ergebenheit anzuhängen. Und sie wird Wort halten, die gestürzte Regentin hat durch ihre Verfolgung ihre ehemalige Freundin in die erbittertste Feindin verwandelt."

„Anna Karlowna ist in diesem Moment bereits weit von Petersburg," bemerkte Elisabeth, „die Reise, welche ich sie machen lasse, wird ihr kein Vergnügen verursachen, aber trotzdem finde ich, daß ich gnädiger mit ihr verfahren bin, als sie es mit mir gethan hätte."

„Sehr gnädig, Majestät!“

„Sie meinen, wie es scheint, zu gnädig?“

Lestocq schwieg und blickte vor sich nieder, als wage er seine Gedanken nicht zu enthüllen.

„Wie?“ fuhr Elisabeth fort, „warum reden Sie nicht?“

„Ich weiß nicht, Majestät, ob ich in meinen Besorgnissen nicht zu weit gehe.“

„Besorgnisse? Reden Sie! Ich will wissen, was Sie fürchten!“

„Wäre es nicht möglich, Majestät, daß Anna Karlowna im Ausland versuchte, Unterstützung zn gewinnen und Ihnen Verlegenheiten zu bereiten?“

„Das ist wahr!“ rief Elisabeth erregt, „das kam mir nicht in den Sinn. Warum erinnern Sie mich erst jetzt daran?“

„Ich wagte es nicht, gegen den Beschluß Eurer Majestät mit meinen Zweifeln aufzutreten,“ entschuldigte sich Lestocq, „und nur Ihr Befehl konnte mich dazu bringen, meine Bedenklichkeiten auszusprechen.“

„Das war ein Fehler; Ihr Rath ist mir stets willkommen!“

„Die Entscheidung erfolgte übrigens auch zu rasch;“ setzte Lestocq nach kurzer Ueberlegung hinzu, „aber je mehr ich die Sache nun überlege, desto gefährlicher scheint es mir, daß man Anna

Karlowna die Freiheit lasse, an den auswärtigen Höfen Intriguen anzuspinnen; es könnten unangenehme Verwicklungen daraus entstehen."

„Ja, ja, so ist es! Ich habe übereilt gehandelt, ich hätte sie nicht ziehen lassen sollen. Nur wenn sie in meiner Gewalt ist, bin ich sicher."

„Es wäre gewiß noch nicht zu spät, das Versehen wieder gut zu machen!"

„Soll ich einen Boten nachschicken und die Reisenden zurückholen lassen?"

„Ich würde das für das Beste halten, Majestät!"

„So sei es, ohne Zögern muß das geschehen! Man soll sie aufhalten und ich werde einen Ort bestimmen, wo man sie einschließen soll."

„Den Prinzen Ludwig könnte man wohl seinen Weg fortsetzen lassen, Majestät; er ist unschädlich."

„Er mag gehen, wohin es ihm beliebt, nur den Boden Rußlands darf er nie mehr betreten. Die Andern aber, Anna Karlowna, deren Gemahl und der Prinz Iwan werden weit von hier in Gewahrsam gehalten werden; man wird einen Platz ausfindig machen, wo sie von aller Welt abgeschlossen ihre Tage beenden mögen. Ihnen aber danke ich, daß Sie mich auf die Unbesonnenheit aufmerksam machten, die begangen wurde. Ich erschrecke, wenn ich mir vorstelle, wie Anna

Karlowna im Stillen über meine Unklugheit triumphirt haben mag! Gehen Sie, Lestocq, und sorgen Sie dafür, daß sogleich ein Kourier den Flüchtlingen nacheile, er soll von mir selbst die nöthigen Befehle erhalten."

„Ich stehe dafür ein, daß sie uns nicht entrinnen!" erwiderte Lestocq und verabschiedete sich von Elisabeth.

Als er durch das Vorzimmer schritt, flog über sein bis dahin so ernstes Gesicht ein Strahl freudiger Genugthuung und seine Lippen verzogen sich zu einem stolzen Lächeln. Er hatte einen wichtigen Sieg erfochten und die Gewißheit erlangt, daß sein Einfluß noch mächtig war wie zuvor. „Mag der junge Rasumowski steigen so hoch es ihm möglich ist," dachte er, „in mir wird er doch zu jeder Stunde seinen Meister fühlen müssen. Ich hatte Unrecht, eifersüchtig zu sein, mir kann und wird es nie an Mitteln fehlen, mich Elisabeth unentbehrlich zu machen."

Vollkommen beruhigt und zufrieden hatte er für den Augenblick keine andere Sorge, als daß der Kourier abgesendet werde, welcher der Regentenfamilie die Aenderung ihres Schicksals ankündigen sollte. Er suchte den Kommandanten der Schloßwache auf, theilte ihm mit, um was es sich handle und ließ sich eine geeignete Persönlichkeit vorschlagen. Nachdem die Wahl getroffen worden

war und der Bote sich zur Kaiserin verfügt hatte, um sich seine Ordre einhändigen zu lassen, glaubte Lestocq, sich in seine Gemächer zurückziehen zu können.

Er hatte seine Wohnung im Schlosse zu nehmen, denn er war seit heute der Leibarzt der Kaiserin. Unmittelbar nach der Huldigung hatte Elisabeth ihre Getreuen durch reiche Gnaden belohnt; Lestocq, der an der Spitze derselben stand, war nicht nur zum Leibarzt, sondern auch zum Direktor aller Medizinal-Anstalten in Rußland befördert worden, weitere Gunstbezeigungen sollten dieser vorläufigen Anerkennung nachfolgen.

So wendete er sich denn nach dem Theile des Schlosses, wo seine Zimmer gelegen waren; es waren dieselben, in denen der Prinz Ludwig von Braunschweig gehaust hatte. Freilich war dort noch nichts nach dem Geschmacke und den Bedürfnissen Lestocq's eingerichtet, aber er zog es vor, sich für heute zu behelfen, anstatt noch einmal in dem verlassenen Palais zu übernachten.

Indessen war es ihm nicht bestimmt, schon jetzt die Erholung zu finden, deren er in hohem Grade bedürftig war; eben im Begriffe, die Treppe hinaufzusteigen, welche in das obere Stockwerk führte, hörte er rasche Schritte hinter sich; er wendete sich um und sah einen Gardesoldaten auf sich zukommen. Stehen bleibend, fragte er: Was es gebe.

Der Soldat antwortete, er sei beauftragt, den Arzt zu suchen.

„Der bin ich," entgegnete Lestocq. „Wer verlangt nach mir?"

„In der Schloßwache," rapportirte der Soldat, „ist soeben die Meldung eingelaufen, daß der verhaftete Graf Potapoff sich im Gefängniß die Adern geöffnet hat und dem Tode nahe ist."

Fünftes Capitel.

Das letzte Mittel.

Wir kehren jetzt, nachdem wir dem Abschluß früher geschilderter Ereignisse etwas vorausgeeilt sind, wieder zu Kathinka zurück, die, wie der freundliche Leser nicht vergessen hat, durch ihren muthigen Gang in's Schloß in eine verhängnißvolle Lage gerathen war. In einem Zustande, der an Bewußtlosigkeit grenzte, war sie in die Wachtstube gezerrt worden. Entrüstung und Empörung über die Schmach, die ihr in dem Augenblicke widerfuhr, lähmten ihre Zunge. Was hätte es ihr auch genützt, hätte sie betheuern können, daß sie, um einer heiligen Pflicht zu genügen, sich in eine so wüste Umgebung gewagt hatte! Was galt den Leuten, in deren Hände sie gefallen war, die Ehre eines schutzlosen Mädchens! Wohin ihre scheuen Blicke sich auch verirrten, überall starrten sie gleichgiltige oder von roher Lust bewegte Gesichter an.

Zitternd wie ein gehetztes Reh forschte sie nach einem Winkel, in den sie sich retten könnte; der Ausgang war ihr abgeschnitten durch die beiden Soldaten, welche sich draußen ihrer bemächtigt hatten; der jüngere, der sie eine Moment freigegeben, machte bereits Miene, sich ihr wieder zu nähern.

Mit verstörten Zügen, die Hände wie zur Abwehr ausgestreckt, wich sie zurück, aber schon ergriff sie wieder der Arm ihres Verfolgers, der seinen Kameraden erklärte, heute sei ein Tag der Freude, das schöne Kind habe das Glück ihm zugeführt, er sei nicht blöde genug, sich eine solche Eroberung entgehen zu lassen. „Ihr sollt mich beneiden," jubelte er, „seht her, wer von Euch kann sich rühmen, je ein so hübsches Mädchen geküßt zu haben?"

Er wollte den Worten die That folgen lassen; Kathinka, noch einmal sich ihm entwindend, stieß einen Schrei aus, welchem wildes Gelächter und brutale Scherze antworteten.

In diesem Momente ging ein das Schloß verlassender Offizier an der Wachtstube vorüber; er hatte den Schrei Kathinka's gehört, lenkte seine Schritte nach der Thür und öffnete sie.

Ein Blick, den er in das Innere warf, genügte, um ihn über die Scene, die sich da abspielte, zu belehren; er drang durch die auswei-

chenden Soldaten vor und rief barsch: „Welche Teufelswirthschaft ist das hier? Woher kommt das Mädchen?“ Aber noch ehe man ihm Bescheid gegeben hatte, stammelte er außer sich: „Was ist das! Kathinka! Wie ist das möglich?

Kathinka, eine bekannte Stimme vernehmend, richtete die Augen auf den Offizier; es war Grünstein.

Ohne etwas zu erwidern, flog sie auf ihn zu, um ihn vorwärts zu drängen. „Fort! Fort!“ hauchte sie. „Stehen Sie mir bei!“

Er reichte ihr den Arm und geleitete sie hinaus; er war so betroffen, daß er nicht auf das Gemurmel des jungen Soldaten achtete, welcher der Meinung zu sein schien, daß heute, wo die Garde Elisabeth zur Kaiserin gemacht hatte, Alles erlaubt sei.

Unter der Einfahrt des Schlosses blieb Grünstein stehen und sagte zu Kathinka: „Ich traue noch immer meinen Sinnen nicht! Sind Sie es wirklich? Wie konnten Sie hierher gerathen?“

„Gehen wir weiter,“ murmelte Kathinka, „lassen Sie mich erst im Freien Luft schöpfen und zu mir selbst kommen.“

Grünstein fügte sich und schweigend wanderten sie bis auf den Schloßplatz. Kathinka athmete tief auf und machte ihren Arm von Grünstein

los; dann flüsterte sie: „Ich danke Ihnen für Ihren Beistand.“

„Werde ich nun erfahren,“ entgegnete er gereizt, weil Kathinka ihm den Arm entzogen hatte, „welcher Zufall Sie in diese seltsame Umgebung versetzt hat?“

„Ich wollte zur Kaiserin.“

„Sie? Zur Kaiserin! Und was haben Sie bei der Kaiserin zu suchen, am heutigen Tage noch dazu, wo Alles im Schlosse sich in der größten Aufregung befindet?“

Kathinka zögerte ein wenig mit der Antwort. Sollte sie Grünstein die Veranlassung ihres gewagten Unternehmens mittheilen? War es klug, ihn von dem Schicksal Halling's, den er als seinen glücklichen Nebenbuhler hassen mußte, zu unterrichten? Hätte Kathinka die Ueberzeugung gehabt, daß Halling unter den jetzigen Verhältnissen seine Freiheit ohne Schwierigkeiten erlangen mußte, sie hätte Grünstein keine Eröffnungen gemacht; immerhin mochte er dann von ihr denken, was ihm beliebte. Aber die furchtbare Ungewißheit, in der sie schwebte, trieb sie an, zu reden. Was verstand sie von dem Verfahren der Polizei, in deren Hände Halling gerathen war; sie konnte sich nicht klar werden über das, was noth that und an einen neuen Versuch, allein bis zur Kaiserin zu dringen, war kaum zu denken. So beschloß sie denn, be-

hutsam an Grünstein's Mitgefühl, an seinen Edelmuth zu appelliren.

„Ich habe Ihnen schon gedankt," begann sie schüchtern, „für Ihre glückliche Dazwischenkunft, aber ich muß diesem Dank eine Bitte hinzufügen."

„Sie wollen mich um etwas bitten?" rief Grünstein geschmeichelt. „O, wie freut mich das! Was es auch sei, es ist Ihnen gewährt, wenn es in meinen Kräften steht."

„Ich muß die Kaiserin sprechen," fuhr Kathinka fort, „und ich darf wohl annehmen, daß es Ihnen ein Leichtes ist, mir eine Audienz zu verschaffen, aber bald! Morgen schon, wenn es sein kann."

„Das ist ein sonderbares Verlangen," bemerkte Grünstein, „ich begreife nicht, was Ihnen an einer Audienz bei der Kaiserin gelegen sein kann."

„Ich will eine Gnade erbitten."

„Für Sie selbst oder für Ihre Familie?"

„Nein, für eine andere Person."

„Warum dieses Geheimniß? Wer ist die Person, für die Sie so große Theilnahme hegen, daß Sie sich einer Scene aussetzten, die ohne mein Erscheinen ein übles Ende hätte nehmen können?"

„Was liegt Ihnen an dem Namen! Genügt es Ihnen nicht, wenn ich sage, daß ich das Loos eines Unglücklichen erleichtern zu können hoffe?"

„Eines Unglücklichen? Das ist doch räthselhaft und Sie werden zugeben, daß ich fast ein Recht habe, nähere Mittheilungen zu erwarten. Sie wollen mir etwas verbergen, das ist offenbar; wenn es sich um einen alltäglichen Vorfall handelte, Sie würden nicht solche Umstände machen, mich in die Sache einzuweihen.“

„Sie zwingen mich zu einem Geständniß,“ betonte Kathinka lebhaft, „so sei es denn. Ich habe mich dessen, was ich Ihnen nun entdecken werde, nicht zu schämen. Ein junger Mann, den ich liebe, ist durch eine elende Verrätherei der Polizei verdächtigt worden, man hat ihn verhaftet und ich, die ich allein von seiner Noth Kenntniß habe, will die Hilfe der Kaiserin für ihn anrufen.“

„Ah, ah!“ murmelte Grünstein bitter. „Sie haben einen begünstigten Anbeter, der sich in Folge eines Vergehens hinter Schloß und Riegel befindet, und ich soll meine Hand dazu bieten, ihn zu erlösen! Nun wahrlich, Sie müssen mich für einen sehr gutmüthigen Narren halten!“

„Ich sagte Ihnen schon,“ antwortete Kathinka nicht minder scharf, „daß der Mann, von dem ich spreche, unschuldig ist. Er ist das Opfer einer teuflischen Bosheit geworden.“

„Das müßte erst bewiesen werden!“ fiel Grünstein ein. „Aber wenn dem auch so ist, werden Sie doch begreifen, daß ich am wenigsten Lust

habe, einer Person zu helfen, die mir im Wege steht."

„Sie irren sich, Ihnen steht Niemand im Wege!"

„Allerdings, Kathinka! Ich habe das Wort Ihrer Mutter, daß Sie die Meine werden, wenn ein glänzendes Ziel, das ich in Aussicht hatte, erreicht worden sei. Nun, dieses Ziel ist erreicht! Ich bin nicht mehr der arme Lieutenant, als den Sie mich bisher kannten, wenige Stunden haben genügt, um mich zu hohem Range emporzuheben, ich bin seit heute Mittag Generalmajor und Adjutant Ihrer Majestät der Kaiserin!"

Grünstein hatte, während er die letzten Worte mit einigem Nachdruck hervorstieß, Halt gemacht; er war gewaltig aufgeregt und schaute zu Kathinka hinüber, gespannt auf die Wirkung, welche seine Eröffnung hervorbringen würde. Da es bereits dunkelte, vermochte er nicht auf ihrem Gesicht zu lesen, was in ihr vorging. Um so ungeduldiger lauschte er auf die Antwort.

„Ich wünsche Ihnen Glück," entgegnete Kathinka in nur wenig verändertem Ton, „und erneuere zugleich meine Bitte. Da Ihnen der Himmel so gnädig gewesen ist, sollten Sie ganz besonders sich getrieben fühlen, ein gutes Werk zu thun. Der Posten, auf welchem Sie jetzt stehen, erleichtert es Ihnen ja, ein paar Worte für mich an die Kaiserin zu richten."

„Das ist wahr! Aber Sie täuschen sich doch in mir, wenn Sie meinen, ich hätte nichts Eiligeres zu besorgen, als Ihrem Schützling die Freiheit zu verschaffen. Doch gehen wir weiter, ich werde Sie bis an Ihr Haus geleiten."

Kathinka folgte dieser Aufforderung; es wurde ihr immer trüber und trostloser zu Muthe, je mehr sie sich überzeugte, daß sie keine Ausflüchte hatte, Halling zu helfen. Grünstein schritt eine kurze Strecke ohne etwas zu sagen neben ihr her, doch war sein Herz zu voll, als daß er lange hätte das Gespräch ruhen lassen können. „Nun," rief er plötzlich, „wenn derjenige, für den Sie die kaiserliche Gnade erflehen wollen, unschuldig ist, wie Sie behaupten, was fürchten Sie dann? Wer ist er? Wie heißt er?"

„Wie grausam Sie sind!" murmelte Kathinka. „Sie wissen wohl, daß ein unerfahrenes Mädchen, wie ich bin, nichts von all' diesen Dingen versteht! Mein Schützling ist ein deutscher Tischlermeister und heißt Halling; mag ich noch so sehr von seiner Schuldlosigkeit überzeugt sein, und mag das Vergehen, dessen man ihn anklagt, jetzt, da Elisabeth Kaiserin ist, in ganz anderem Lichte erscheinen, er ist einmal in der Gewalt der Polizei, wird diese ihre Beute so leicht fahren lassen? Ich kann das nicht beurtheilen und die Ungewißheit martert mich entsetzlich! Seien Sie barmherzig!"

„Sie begreifen nicht, was Sie von mir verlangen!“ rief Grünstein fast heftig. „Ihre Worte brennen wie feurige Kohlen in meinem Innern. Sie wollen, daß ich handle, als wäre ich mein eigener Feind! Sehen Sie denn nicht ein, daß auch ich Anspruch habe auf Glück und Genuß? Ich bin nicht mehr jung genug, um viel zu suchen, meine Wahl ist getroffen, seit ich Sie zum ersten Male erblickte.“

„Habe ich Ihnen je die entfernteste Hoffnung gelassen?“ bemerkte Kathinka kalt. „Habe ich Ihnen nicht vielmehr deutlich erklärt, daß ich unter keiner Bedingung Ihren Anträgen Gehör geben würde?“

„Das leugne ich nicht, aber schon manches Mädchen hat sich in ähnlicher Weise geberdet und sich schließlich doch ergeben.“

„Ich schwöre Ihnen, daß mein Entschluß unwandelbar ist!“

„Auch solche Schwüre sind schon gebrochen worden. Mich schrecken Sie dadurch nicht ab. Der Mann, den Sie Halling nennen, dürfte schwerlich so fest wie ich den Kampf bestehen, als dessen Preis Sie zu betrachten wären.“

„Das ist ein thörichter Irrthum!“

„Desto schlimmer für ihn, denn ich werde ihm den Platz nicht räumen. Und wer ist jener? Was kann er Ihnen bieten? Ich werde reich und mäch-

tig sein, ich kann Sie mit Glanz umgeben, beneidet und geehrt werden Sie sein, wenn Sie nur wollen und Sie wären eine Ausnahme unter Ihrem Geschlechte, wenn Sie dafür keinen Sinn hätten."

„Sie beleidigen das Weib in mir, und schmeicheln sich, mich zu überreden!"

„Zürnen Sie mir nicht, Kathinka, ich kann nicht anders!" entgegnete Grünstein, einen sanfteren Ton anschlagend. „Ich vergesse Alles über Sie! Sehen Sie, es ist unmöglich, daß ich den Gedanken fahren lasse, Sie zu erringen. Gerade jetzt kann ich das weniger als zuvor! Jetzt, nachdem mir so Großes gelungen ist, nachdem ich aus der Dunkelheit einer niedrigen Stellung mich herausgearbeitet habe, sollte ich mir Entsagung predigen? Ich habe zu lange des Glückes entbehrt, um nicht mit unwiderstehlicher Sehnsucht danach zu greifen, wo ich es sehe! Und wahrlich, ich wäre ein schlechter Soldat, wenn ich bei der ersten Schwierigkeit umkehren wollte. Im Gegentheil, die Hindernisse reizen mich und spornen mich an, die äußersten Anstrengungen zu machen."

Kathinka erwiderte nichts; sie hatte im Laufe dieser peinlichen Unterhaltung einsehen müssen, daß es noch mehr als früher vergeblich sei, Grünstein Vernunft beibringen zu wollen, sie schlug sich daher jeden derartigen Gedanken aus dem Kopf;

sie mußte ihn hinnehmen, wie er war und anders mit ihm fertig zu werden suchen. Es schien gefährlich, seine Feindschaft offen herauszufordern, so mußte sie, so sehr das auch ihrer Natur widerstrebte, wieder zur Verstellung greifen, um ihn unschädlich zu machen. Er selbst kam ihr dabei auf halbem Wege entgegen.

„Sollte nicht ein Mittel existiren, einen Vergleich schließen zu können?“ fragte er.

„Einen Vergleich zwischen Ihnen und mir?“ antwortete Kathinka bedächtig. „Ich sehe nicht ein, was ich dabei gewinnen könnte.“

„Die Freiheit Ihres Schützlings. Ich glaube nicht, daß ich mich vergeblich bemühen würde, ihn aus dem Polizeigefängnisse zu erlösen.“

„Sie gestehen es also ein, daß Sie können, wenn Sie wollen!“

„Ich habe es noch nicht geleugnet! Wenn ich aber Einfluß genug besitze, um Halling sogleich zu befreien, so könnte ich natürlich auch das Gegentheil bewirken!“

„Soll das eine Drohung sein? Wären Sie im Stande, einen so ungerechten Gebrauch von Ihrer hohen Stellung zu machen?“

„Die Absicht habe ich nicht, ich spreche nur davon, um Ihnen zu beweisen, daß Sie unklug handeln, wenn Sie sich nicht mit mir verständigen.“

Kathinka's Herz erbebte bis in's Innerste, als

Grünstein ihr die Möglichkeit enthüllte, daß er ihre Mittheilung über Halling's Lage dazu benutzen könne, um diesen zu verderben; sie hatte sich mit einer Bitte an ihn gewendet und er schuf sich aus dieser Bitte eine tödtliche Waffe. Ihre Entrüstung war grenzenlos, dennoch aber besaß sie noch Selbstbeherrschung genug, um ihre Gefühle zu verheimlichen. „Es ist grausam von Ihnen," murmelte sie, „mich so zu martern. Haben Sie mir nichts Tröstlicheres anzukündigen, so lassen Sie uns abbrechen; wir haben nur noch wenige Schritte bis zu meiner Wohnung."

„Diese wenigen Schritte genügen, um unsere Unterredung zu beendigen," fuhr Grünstein fort. „Wenn Sie wirklich so große Theilnahme für Halling empfinden, muß Ihnen seine Rettung die Hauptsache sein! Sie haben die Wahl; bleiben Sie dabei, meiner Bewerbung ein kaltes Nein entgegenzustellen, dann muß ich in Halling meinen Feind erblicken und danach mein Thun einrichten."

„Das dürfen Sie nicht, lassen Sie mir Bedenkzeit."

„Unmöglich! Die Umstände fordern eine schnelle Entscheidung, ich muß heute wissen, woran ich bin."

„So geloben Sie mir, Halling Ihren Schutz zu gewähren," flüsterte Kathinka zitternd vor Erregung, „und versprechen Sie mir, mich nicht weiter zu bestürmen, bis mein schwer erkrankter Vater,

der meiner Pflege bedarf, hergestellt ist. Dann will ich Halling nicht eher wieder sehen, als bis Sie freiwillig mir entsagen."

„Ist das Ihr Ernst?" fragte Grünstein überrascht, da er kaum so viel gehofft hatte. „Treiben Sie nicht Ihren Spott mit mir?"

„Es ist mein Ernst."

„Nun denn, es sei. Vergessen Sie indessen nicht, daß ich jeden Augenblick stark genug bin, um mich zu rächen, wenn Sie Ihr Wort nicht halten!"

„Aber es versteht sich von selbst, daß ich durch nichts gebunden bin, wenn Halling ohne Sie seine Freiheit gewinnt!"

„Das wird er nicht, dafür will ich schon sorgen. Geben Sie mir die Hand als Unterpfand!"

Ihren Widerwillen niederkämpfend reichte Kathinka Grünstein die Hand, die er küßte. Sie waren vor dem Hause Kerner's angekommen und Grünstein blieb, nachdem er Kathinka gute Nacht gewünscht hatte, stehen, bis sie im Eingang verschwunden war. Er wußte selbst nicht recht, ob er sich seines Sieges freuen sollte, eine mahnende Stimme sagte ihm, daß Kathinka Alles aufbieten dürfte, ihres Wortes entbunden zu werden, es kam also darauf an, ob er sie zu durchschauen und ihre Pläne zu durchkreuzen vermochte. „Brechen wird sie ihr Wort nicht, dagegen wird sie mich über-

listen wollen!“ sagte er zu sich, indem er langsam den Rückweg antrat. „Ich aber werde ihr zeigen, daß ich nicht der Mann bin, mit dem ein Mädchen sein Spiel treiben darf.“

Kathinka schritt indessen über den Hof; Todesmattigkeit lag in ihren Gliedern; das Unheil, welches von allen Seiten über sie hereinbrach, hatte sie in einen Zustand versetzt, in welchem sie sich selbst nicht mehr kannte; das Schrecklichste hätte sich jetzt ereignen mögen, es hätte sie kaum noch erschüttert. Nur das Eine stand ihr klar und deutlich vor Augen, daß sie um jeden Preis Grünstein's Verfolgungen zu Schanden machen wollte. Aber wie? Gab es ein Mittel? Ja — antwortete die Verzweiflung aus ihr — es giebt ein Mittel, es giebt einen Ausweg und ich muß ihn ergreifen, ich kann nicht anders!

Als Kathinka langsam die Treppe hinaufstieg, welche zu dem Zimmer ihres Vaters führte, kam ihr ihre Mutter entgegen; Frau Kerner hielt eine Lampe in der Hand und leuchtete mit derselben Kathinka in's Gesicht. Kathinka bemerkte, daß ihre Mutter sehr bleich war.

Ein paar Sekunden standen die Beiden einander lautlos gegenüber, dann sagte Frau Kerner in fast unverständlichem Geflüster: „Du mußt mir Rechenschaft geben über Dein Betragen.“

Kathinka war auf einen Ausbruch des heftig-

sten Zornes gefaßt gewesen, diese unheimliche, an Geistesabwesenheit mahnende Ruhe erschreckte sie mehr, als die roheste Wuth das vermocht hätte. Indessen antwortete sie ohne zu zögern: „Ich bin bereit, mich zu rechtfertigen, übrigens wird Herr Grünstein, der bei Dir ja so viel gilt, mich unterstützen."

„Grünstein?" murmelte Frau Kerner; „was soll es mit ihm?"

„Du wirst es ja von ihm hören," entgegnete Kathinka kalt, „er hat sein Ziel erreicht, er ist Generalmajor und Adjutant geworden."

Frau Kerner starrte Kathinka an, als begreife sie nicht, um was es sich handle, dann fuhr sie in barschem Tone fort: „Du hast gerade Zeit, Deinen Vater noch einmal zu sehen." Darauf wendete sie sich zur Seite und glitt wie ein Schatten die Stufen hinunter.

Kathinka befand sich allein im Dunkeln. Die Nachricht, welche ihre Mutter ihr mitgetheilt, hatte auf sie gewirkt wie ein jäher Sturz in die Tiefe; betäubt und unfähig ein Glied zu regen, lehnte sie sich an das Geländer: ihr Herz pochte hörbar. Ihr Vater lag im Sterben! An diese Möglichkeit hatte sie nicht gedacht. Das Maß des Jammers war voll; was hätte nun noch auf sie hereinstürzen können, um sie tiefer zu beugen?

Nach einer Weile raffte sie sich auf, schwankte

die Treppe empor und öffnete die Thür des Krankenzimmers. Eine peinliche Stille herrschte dort; die Magd saß mit verweintem Gesicht in einem Winkel, ihr Vater rührte sich nicht.

Kathinka eilte an das Bett und bog sich hinüber; der Leidende hatte die Augen geschlossen und schien zu schlummern; sie sank in die Kniee und ergriff eine Hand ihres Vaters; jetzt löste sich ihr Schmerz und sie schluchzte: „Stirb nicht, Vater, vergib, daß ich Dich verließ!“

Die Magd war aufgestanden und wartete, bis Kathinka sich nach ihr umwendete, um sie zu befragen, dann winkte sie Kathinka zu sich.

Die letztere richtete sich mühsam auf und folgte der Magd an's Fenster; dort flüsterte ihr diese zu: „Der arme Herr, er wird es nicht mehr lange machen.“

„War der Arzt hier?“ fragte Kathinka. „Ist keine Hoffnung mehr?“

„Ach nein, es ist aus,“ antwortete die Magd, „der Arzt sagte, der Herr werde diese Nacht nicht mehr überleben, er sei zu schwach. O, es war furchtbar!“

„Was ist geschehen?“ stammelte Kathinka.

„Frau Kerner war gekommen,“ fuhr die Gefragte fort, „sie hatte sich an's Bett gesetzt; dem Herrn schien es besser zu gehen, er wollte wissen, wo Sie seien.“

„O mein Gott," hauchte Kathinka weinend, „wäre ich doch bei ihm gewesen!"

„Frau Kerner," erzählte die Magd weiter, „sprach sehr hart über Sie, der Herr schüttelte den Kopf, da schickte mich Frau Kerner hinaus, ich blieb an der Thür und da hörte ich, wie der Herr auf einmal anfing, laut und immer lauter zu reden. Es waren schreckliche Worte, Frau Kerner rief immer dazwischen, plötzlich schrie der Herr, es klang wie ein Fluch — dann wurde es still. Da eben kam der Arzt, er sah mich vor der Thür, forschte, wie es stehe und eilte dann, ohne mich ganz anzuhören, in's Zimmer. Nach dem ersten Blick, den er auf den Kranken warf, wurde er sehr zornig und klagte Frau Kerner bitter an. Sie sagte kein Wort, sie war stumm geworden wie eine Bildsäule, ich konnte sie nicht ansehen. Der Arzt blieb einige Minuten, und als er sich entfernte, meinte er, der Herr wäre vielleicht noch zu retten gewesen, jetzt sei er schon halb in der anderen Welt, er könne noch einmal erwachen, es werde aber das letzte Mal sein. Als der Arzt fort war, blieb Frau Kerner auf demselben Fleck, mir graute vor ihr. Endlich hörten wir Sie auf der Treppe, da stand Frau Kerner auf und ging."

Kathinka wußte nun Alles; was geschehen war, erfüllte sie mit Schaudern und Entsetzen.

Die Hände faltend, näherte sie sich dem Lager des Sterbenden und kniete nieder. Die Magd verließ das Zimmer.

Kathinka betete. Ihre von Thränen überströmten Augen ruhten dabei auf den blassen Zügen ihres Vaters. O nur noch einmal, so flehte sie inbrünstig, möchte er das Bewußtsein erlangen, um sie zu erkennen und zu segnen. — —

Grünstein war, nachdem er sich von Kathinka getrennt hatte, anfangs langsam fortgeschlendert. Trotz des scheinbaren Triumphes, den er über den Widerstand des schönen Mädchens erfochten, fühlte er sich durchaus nicht sicher und ruhig. Es nagte vielmehr an ihm die Besorgniß, daß er, wenn er nicht sehr behutsam handelte, dennoch der Betrogene sein könne. Daß er Kathinka keine Neigung einflößte, sondern daß sie ihn mit Widerwillen betrachte, stand fest, nur gezwungen würde sie sein werden und auf keinen Fall war die Aufgabe, die er durchführen mußte, leicht zu lösen.

Vor Allem galt es, rasch vorzugehen, damit Halling nicht ohne sein Zuthun frei werde. Heute in der allgemeinen Verwirrung hatte gewiß Niemand Zeit gehabt, sich mit Halling zu beschäftigen, schon morgen aber konnte man sich des Gefangenen erinnern, konnte seine Sache untersuchen und ihn entlassen, oder es war möglich, daß die

Kaiserin einen umfassenden Gnadenakt übte, durch den auch Halling's Haft aufgehoben wurde. Worin bestand Halling's Vergehen? Hatte Kathinka nicht gesagt, dasselbe werde jetzt, da Elisabeth Kaiserin sei, in ganz anderem Lichte erscheinen?

War daraus nicht zu schließen, daß der Verhaftete sich etwas gegen die Regentin hatte zu Schulden kommen lassen? In diesem Falle hatte er am Ende eher eine Belohnung als eine Bestrafung zu erwarten.

Einer solchen Wendung mußte Grünstein um jeden Preis zuvorkommen und es blieb ihm daher nichts übrig, als augenblicklich sich an's Werk zu machen.

Als er so weit mit sich in's Reine gekommen war, schritt er rascher fort, um sich direct auf die Polizeihauptwache zu begeben, wohin, wie er vermuthete, Halling gebracht sein mußte. Grünstein war das Schicksal bekannt, welches die in die Hände der Polizei Fallenden, selbst wenn es hochstehende Leute waren, erwartete; mit Halling, der nur ein einfacher Handwerker war, hatte man selbstverständlich nicht die geringsten Umstände gemacht und wenn er auch nur sehr kurze Zeit in dem unheimlichen Sack — wie das Gefängniß hieß — zugebracht hatte, so hatte er genug gelitten, um völlig mürbe und muthlos zu sein; es

war also natürlich, daß er nicht erst lange hin und her fragen würde, wenn man ihm die Freiheit in Aussicht stellte.

Das Polizeigebäude lag ziemlich in der Mitte der Stadt und Grünstein hatte nicht sehr weit dorthin. Kaum zwanzig Minuten brauchte er, um den Weg zurückzulegen. Als er vor dem Thor anlangte, bemerkte er auch dort Spuren der Aufregung, welche an jenem Tage das ganze Petersburg heimsuchte. Unter dem von zwei Laternen erleuchteten Thor hielt sich eine Anzahl müssiger, in lebhaftem Gespräch begriffener Polizeidiener auf, Leute, welche in irgend einer Weise mit der Polizei in Verbindung waren, gingen ab und zu, kurz, es herrschte eine größere Bewegung, als man sonst um diese Abendstunde zu sehen gewohnt war.

Grünstein drängte sich durch die Gruppen und trat in ein zu ebener Erde befindliches Zimmer, in welchem mehrere niedere Beamte anwesend waren; er redete einen derselben an, sagte, er sei der Generalmajor und Adjutant Grünstein und wünsche, daß man ihn bei dem Oberpolizeimeister melde.

Da man ihm antwortete, daß derselbe jetzt nicht zu sprechen sei, so ersuchte er, man möge ihn zu einem der Herren Inspektoren führen. Das geschah denn auch; man geleitete ihn in ein

Gemach im ersten Stock; hier sah es ziemlich behaglich aus, neben einem großen Schreibtisch stand ein lederner Divan und auf demselben ruhte der Beamte, dem Grünstein sein Anliegen mittheilen wollte, von den Anstrengungen des Tages aus. Der letztere nannte seinen Namen und Titel und erkundigte sich dann, ob sich nicht unter den seit zwei Tagen verhafteten Personen der Tischlermeister Halling befinde.

Der Inspektor — denn das war der Rang des Beamten, eines kleinen, wohlbeleibten Mannes — der sich langsam erhoben hatte, näherte sich seinem Schreibtisch, auf welchem verschiedene Register ausgebreitet waren; er blätterte in denselben eine geraume Weile, dann bejahte er die Frage.

„Sie werden mir," fuhr Grünstein fort, „wohl sagen können, wessen dieser Mann sich schuldig gemacht hat?"

„Wir haben noch nicht Zeit gehabt," entgegnete der Inspektor, „uns mit der Sache zu befassen, ich glaube, daß es keine Eile damit hat."

„Darin dürfte man sich irren," bemerkte Grünstein, „und Sie werden überzeugt sein, daß ein Mann meines Ranges, welchen Ihre Majestät die Kaiserin mit ihrem Vertrauen beehrt, Sie nicht um einer Kleinigkeit willen belästigt."

Der Inspektor machte große Augen und starrte Grünstein unschlüssig an; der Ton, in

welchem dieser gesprochen hatte, ließ einige Vorsicht gerathen erscheinen; es konnte ja sein, daß bei der Verhaftung ein Versehen vorgekommen war, und daß diejenigen, welche die Hand dabei im Spiele gehabt hatten, die Ungnade der Kaiserin auf sich zogen; er selbst war von der Angelegenheit nicht unterrichtet, er forschte daher in dem Register nach den nöthigen Nachweisen, und das, was er notirt fand, erhöhte seine Bedenklichkeiten. Es war angeführt, daß der Tischlermeister Halling verdächtig war, sich an einem Komplotte gegen die Regentin betheiligt zu haben; als derjenige, welcher die Anzeige gemacht hatte, war ein Geselle Halling's genannt.

Der Inspektor stutzte; die Geschichte fing an, sich unangenehm zu verwickeln. Eine Regentin gab es nicht mehr, der Angeklagte war kein Verbrecher mehr, sondern ein Märtyrer, für den sich möglicherweise die Kaiserin selbst interessirte; wie wäre sonst ein hoher Offizier aus ihrer Umgebung von der Verhaftung Halling's unterrichtet? Am Ende hatte die Kaiserin die Absicht, sich über die Gesinnung der Polizeibeamten Aufklärung zu verschaffen, indem sie sich erkundigen ließ, ob man sich beeilt habe, den Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen; da galt es, schlau zu sein und jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

Mit gleichgiltiger Miene schlug nun der In-

spektor noch einige Seiten seines Registers um, als wenn er weiter suchen müsse, endlich klappte er das Buch zu und sagte: „Zu meinem Bedauern ist hier noch nichts über die Natur des Vergehens, dessen sich der Verhaftete schuldig gemacht hat, eingetragen, ich werde indessen, wenn es Ihnen angenehm ist, sogleich Nachfrage halten, ich bitte nur um einige Minuten Geduld."

„Gut, ich werde warten," erwiederte Grünstein, „aber ich hoffe, daß es nicht zu lange dauern wird, meine Zeit ist kostbar."

„Nur wenige Minuten!" wiederholte der Inspektor und verschwand.

Grünstein empfand, als er sich jetzt allein in dem Zimmer sah, große Lust, das Polizeiregister zu öffnen und nachzusehen, ob man ihm die Wahrheit bezüglich Halling's gesagt hatte und ob wirklich nicht in dem Buche angegeben war, was demselben zur Last gelegt wurde. Das Schweigen des Inspektors kam ihm nicht ganz aufrichtig vor, er argwöhnte, daß der Beamte sich erst mit anderen Personen berathen wolle, ehe er sich auf Weiteres einließ. Er trat nahe an den Schreibtisch und betrachtete sich das interessante Register; leider war es von so mächtigem Umfang, daß ein Uneingeweihter sich nicht gut schnell orientiren konnte, und darauf, daß man ihn bei seinen Nachforschungen überraschte, wollte er es doch

nicht ankommen lassen. Seiner persönlichen Würde durfte er nichts vergeben, es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als den Verlauf der Dinge abzuwarten und seine weiteren Entscheidungen nach der Kunde, die ihm der Inspektor bringen mußte, einzurichten.

Die wenigen Minuten, die der Polizeibeamte ausbleiben wollte, dehnten sich übrigens sehr in die Länge und das hatte seinen guten Grund. Der Inspektor dachte gar nicht daran, sich erst mit anderen Personen zu berathen, denn er wollte das Verdienst, welches hier zu erringen war, ganz allein für sich in Anspruch nehmen. Er hatte einem Polizeidiener Befehl ertheilt, den Tischlermeister Halling aus dem Gefängniß zu holen und denselben in ein eben nicht benutztes Gemach zu bringen, wohin er selbst sich begab.

Bis der Verhaftete kam, erwog der Inspektor noch einmal reiflich alle Umstände dieses sonderbaren Falles, um sich schließlich zu sagen, daß er bei dem, was er thun wollte, nichts wagte, sondern im Gegentheil einen glänzenden Beweis seines wohlgesinnten Eifers ablegte.

Endlich öffnete sich die Thür und Halling, von einem Polizeidiener gefolgt, trat ein. Er sah bleich und düster aus, seine Lippen waren fest zusammengepreßt, als müsse er eine gewaltige Anstrengung machen, um die Gefühle, deren Beute

er war, in seinem Innern zu verschließen. Seine sonst so saubere Kleidung war in trostloser Unordnung; sie zeigte die Spuren des Bodens, auf welchem ausgestreckt er die Nacht zugebracht hatte.

Der Inspektor warf einen flüchtigen Blick auf den Gefangenen, bedeutete den Polizeidiener durch einen Wink, sich zu entfernen und fragte dann: „Ihr seid der Tischlermeister Halling?"

„Der bin ich," antwortete Halling; er wollte noch etwas hinzusetzen, aber der Inspektor fuhr, ohne ihm Zeit zu lassen, fort: „Ist Euch bekannt, weshalb Ihr verhaftet seid?"

„Nur zu gut ist es mir bekannt!" lautete die rasche Entgegnung, „ein ehrloser Wicht hat, um seinen Haß an mir zu kühlen, mich verleumdet und verdächtigt, Theilnehmer an einer gegen die Regentin gerichteten Verschwörung zu sein. Ein unglücklicher Zufall hatte ein gefährliches Papier in meine Hände gespielt, von dessen Existenz ich erst dann etwas erfuhr, als sich der Denunziant, mein eigener Geselle, desselben bereits bemächtigt hatte. Man schleppte mich hierher, man warf mich, ohne mich zu hören, in ein dunkles Loch —"

„Ereifert Euch nicht, mein Freund," fiel der Inspektor mit ruhiger Würde ein, „was Euch geschah, wäre jedem Andern unter diesen Verhältnissen widerfahren und Ihr begreift, daß Euere

Behauptung, nichts von dem bei Euch gefundenen Papier zu wissen, nicht ohne Weiteres geglaubt werden konnte. Vielleicht würdet Ihr jetzt das Gegentheil aussagen, wenn Euch bekannt wäre, daß die Großfürstin Elisabeth als Kaiserin den Thron bestiegen hat."

„Es ist so, wie ich versichert habe," antwortete Halling, ohne sich irre machen zu lassen, obwohl die Neuigkeit, die er eben erfuhr, ihn in Staunen und Ueberraschung versetzte, „ich bin unschuldig an dem mir angesonnenen Vergehen."

„Ein kluger Patron!" dachte der Inspektor. „Er fürchtet, daß ich ihm eine Falle stelle!" Und wieder zu Halling sprechend, bemerkte er: „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Euch rufen zu lassen, um Euch anzukündigen, daß kein Grund vorhanden ist, Euch länger der Freiheit zu berauben. Was Ihr gethan oder nicht gethan habt, das ist nunmehr Euere Sache; es wäre eine Verletzung der Achtung, welche wir Ihrer Majestät der Kaiserin schulden, wollte ich Euch einem Verhör unterwerfen und ich hoffe, daß Ihr Euch bald von den Unannehmlichkeiten erholt, die Euch nicht erspart werden konnten. Ich wünsche Euch Glück auf den Weg."

„So bin ich frei?" murmelte Halling.

„Gewiß, Ihr könnt gehen, wohin es Euch beliebt!"

„Gott sei Dank!“ rief Halling. „Ich wußte es, daß meine Unschuld an den Tag kommen mußte!“ Darauf wendete er sich zur Thür, welche der Inspektor ihn begleitend öffnete, indem er dem draußen stehenden Polizeidiener befahl, Halling ziehen zu lassen.

„Der Mann versteht sein Glück nicht!“ brummte der Inspektor vor sich hin, indem er dem die Treppe hinabeilenden Halling nachschaute; „nun gilt es noch, den Adjutanten der Kaiserin zu verabschieden.“

Grünstein's Ungeduld hatte bereits den höchsten Grad erreicht, als sich der Inspektor wieder bei ihm einfand. „Es scheint,“ rief er dem eintretenden Beamten entgegen, „daß es sehr weitläufiger Erhebungen bedurfte, da die Minuten, die ich warten sollte, zu einer guten Viertelstunde geworden sind.“

„Desto angenehmer wird die Botschaft klingen, die ich zu bringen habe,“ erwiderte der Inspektor mit selbstzufriedenem Lächeln, „ich irrte mich, als ich meinte, man habe sich noch nicht um die Angelegenheit des Verhafteten bekümmert. Das ist, wie ich hörte, längst erledigt und der Gesuchte ist bereits der Freiheit zurückgegeben.“

„Er ist frei?“ rief Grünstein enttäuscht. „Wie ist das möglich?“

„Wie?“ murmelte nun der Inspektor seinerseits

betroffen. „Hätte man eine Person im Gefängniß lassen sollen, die für die Sache Ihrer Majestät der Kaiserin gelitten hat?“

Grünstein war außer sich; die Eile der Polizei, den Verhafteten nach Hause zu schicken, war ihm unbegreiflich und doch durfte er nichts dagegen äußern, wenn er nicht Zweifel an der Mission erwecken wollte, die er sich angemaßt hatte. Er war mit seinem Vorhaben vollständig gescheitert; ohne noch ein Wort zu verlieren, grüßte er kurz und ging.

Als er fort war, zuckte der Inspektor die Achseln und murmelte: „Daraus werde der Teufel gescheidt! Ich hatte Lob und Anerkennung erwartet, und nun macht der Herr ein Gesicht, als wäre er auf ein unverhofftes Aergerniß gestoßen!“

Grünstein war durch die Wendung, welche die Sache mit Halling genommen hatte, in große Erbitterung versetzt; seine Eile hatte ihm nichts genützt und sein wohl angelegter Plan schien zu nichte gemacht. In gereizter Stimmung rannte er durch einige Straßen, grollend und in sich hineinmurmelnd. Da fiel ihm auf einmal ein, daß Kathinka von der Befreiung Halling's noch nicht unterrichtet sein konnte; sie hätte ja sonst keine Ursache gehabt, Grünstein's Schutz zu erbitten. Aus diesem Umstand ließ sich noch immer

Vortheil ziehen, wenigstens der Versuch konnte gemacht werden. Augenblicklich schlug Grünstein die Richtung nach Kerner's Hause ein und machte in unglaublich kurzer Zeit wieder den Weg zurück, den er soeben hergekommen war. Vor dem Hause angelangt, überlegte er, ob er Frau Kerner aufsuchen solle. Der Zufall indessen ersparte ihm die Entscheidung; unter dem Thore erschien die Magd, sie war mit einem von Kerner's Arbeitern im Gespräch begriffen. Grünstein näherte sich ihr, nahm sie auf die Seite und flüsterte ihr ein paar Worte zu.

Die Magd zögerte, die Botschaft, welche sie Kathinka überbringen sollte, auszurichten. Grünstein aber drückte ihr, ohne auch nur anzuhören, was sie über den todtkranken Kerner sagte, ein Goldstück in die Hand; das besiegte ihre Bedenklichkeiten und sie begab sich in das Haus, während Grünstein sich mit dem Vorsatz entfernte, am anderen Morgen in aller Frühe sich wieder einzufinden. — —

Kathinka war indessen nicht von dem Lager ihres Vaters gewichen. Nachdem sie lange auf den Knieen gelegen, hatte sie sich erschöpft erhoben und sich auf den Sessel niedergelassen. Dort ruhte sie mit auf die Brust gesenktem Haupte; die Hände ruhten gefaltet im Schoße; von Zeit zu Zeit stahl sich eine Thräne über ihre bleichen Wangen.

So fand die Magd sie, welche mit der Meldung kam, Major Grünstein lasse ihr sagen, daß er sich für Halling verwendet habe und daß dieser in Freiheit gesetzt worden sei. Kathinka nickte, zum Zeichen, daß sie die Botschaft verstanden, worauf sich die Magd wieder zurückzog.

Nun verstrichen lange Stunden, ohne daß die Stille im Gemach durch etwas Anderes unterbrochen worden wäre als durch die Seufzer, welche dem gepreßten Herzen Kathinka's entstiegen. Die Athemzüge des Leidenden hörte man so wenig, daß Kathinka sich öfter über ihn beugte, um zu sehen, ob er noch lebe.

Ein Theil der Nacht ging so vorüber. Etwa zwei Uhr mochte es sein, da machte Kerner eine Bewegung. Kathinka fuhr zusammen und lehnte sich, von dem Sessel gleitend, auf das Bett. Die Hände ihres Vaters zuckten, er öffnete die Augen und sah sie groß an; er erkannte sie, ein Lächeln verklärte seine bleichen Züge. „Vater!" schluchzte sie, „Vater, wie ist Dir?" Er wollte sprechen, aber nur ein matter Hauch kam über seine Lippen. Es war die letzte Lebensregung; sie ergriff eine Hand und legte niederknieend dieselbe sich auf das Haupt. Sie glaubte einen leisen Druck zu fühlen, aber die Hand war schon kalt, und als sie wieder aufblickte, starrte ihr ein gebrochenes

Auge entgegen. Mit einem herzzerreißenden Schrei knickte sie zusammen. —

Am Morgen, der auf diese Nacht folgte, war die erste Person, welche in den Kerner'schen Laden trat, Generalmajor Grünstein; er hatte offenbar gemeint, Frau Kerner zu finden, es war aber nur ein Arbeiter zugegen, welcher ihn in das anstoßende Kabinet wies. Als Grünstein die Thür öffnete, fand er die Gesuchte in Gesellschaft eines häßlichen Menschen in unsauberer Kleidung, mit dem sie lebhaft diskutirte. Unschlüssig blieb er stehen; Frau Kerner aber rief ihm mit schneidender Stimme zu: „Kathinka ist fort!"

„Fort? Wohin?" fragte Grünstein betroffen

„Niemand weiß es!" lautete die Antwort, „ihr Bett ist unberührt, sie ist verschwunden, schon seit sechs Uhr wird ihr vergeblich nachgeforscht."

„Das kann nicht sein," murmelte Grünstein, „sie wird wiederkommen! Aber ich werde helfen, sie zu suchen."

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Hemsen, Theodor

Die Czarentochter

Bd.: 3

Leipzig (1866)